

N 3412 F

# REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Präsidentenwahl im Rückblick

Pater J. Kentenich  
Schönstatt und das neue  
Kirchenbild

Heribert King  
Das mechanistische Denken als  
Grundverständnis der Neuzeit

B. Schneider  
Pater Kentenich als Erzieher

Dom. Mondrone  
Bartolo Longo

Buchbesprechungen

12. Jahrgang

Heft 1

Januar 1977

## Inhalt:

<b>Präsidentenwahl im Rückblick</b>	<b>1</b>
Pater Jos. Kentenich <b>Schönstatt und das neue Kirchenbild</b>	<b>3</b>
Heribert King <b>Das mechanistische Denken als Grundverständnis der Neuzeit</b>	<b>13</b>
Benito Schneider <b>Pater Joseph Kentenich als religiöser Erzieher</b>	<b>22</b>
Domenico Mondrone <b>Bartolo Longo. Stationen eines Kreuzwegs</b>	<b>32</b>
<b>Buchbesprechungen</b>	<b>48</b>

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn  
Anschrift der Schriftleitung: 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Neuwieder Verlagsgesellschaft, Neuwied

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 16,- zzgl. Porto, in der Schweiz Sfr. 20,- zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 4,50.

## Präsidentenwahl im Rückblick

*Der wenn auch knappe Wahlsieg des neuen amerikanischen Präsidenten Jimmy Carter über den bisherigen Präsidenten Gerald Ford Anfang November 1976 ist einigen Nachdenkens wert.*

*Zunächst muß man es wohl als ein höchst bemerkenswertes Phänomen betrachten, daß ein Mann, der noch zwei Jahre zuvor nur in seinem Heimatstaat Georgia bekannt war, sich in so kurzer Zeit bis zum Kandidaten einer der beiden großen Parteien der USA für die Präsidentschaft emporarbeiten konnte und sie dann auch tatsächlich gewann. Daß dies geschehen konnte, stellt ohne Zweifel dem Manne selbst, aber auch den Vereinigten Staaten ein gutes Zeugnis aus.*

*Worauf ist der Wahlsieg Carters zurückzuführen? Auf diese Frage läßt sich natürlich eine ganze Reihe von Antworten geben. So wurde auf die für amerikanische Verhältnisse nicht schlechte Wahlbeteiligung von 55% hingewiesen, die Carter zugute gekommen sei. Natürlich muß man auch die Wahlkampfstrategie, den Wahlkampfstil und die Wahlkampforganisation des Kandidaten Carter erwähnen, wobei auffällt, daß sich junge Menschen in besonders großer Zahl für Carter engagierten. Zwei seiner wichtigsten Mitarbeiter, sein Wahlkampfmanager Hamilton Jordan und sein Pressesprecher Jody Powell, sind eben etwas mehr als dreißig Jahre alt.*

*Nicht wenig dürfte auch der bekannte Watergate-Skandal und das dadurch herbeigeführte unrühmliche Ende der Präsidentschaft Nixons zu dem Erfolg Carters beigetragen haben. Die Mehrheit der amerikanischen Wähler wollte einen Präsidenten haben, der nicht nur moralische Grundsätze proklamiert, sondern auch befolgt.*

*Aber hätte der Nachfolger Nixons, Präsident Ford, in dieser Hinsicht nicht auch die beste Gewähr geboten? In der Tat muß man Ford bescheinigen, daß es ihm in der kurzen Zeit seiner Regierung gelungen war, das Ansehen der amerikanischen Präsidentschaft, das durch die Machenschaften Nixons und seiner Mitarbeiter national und international schweren Schaden gelitten hatte, vor allem durch seine persönliche Lebensführung in weitestem Maße wiederherzustellen. Wenn man Ford im Zusammenhang mit dem Watergate-Skandal etwas nachbielt, dann war es wohl der ziemlich bald nach seinem Amtsantritt erteilte Gnadenerweis, durch den er seinen Vorgänger jeder gerichtlichen Untersuchung entzog.*

Doch auch Watergate dürfte nicht den letzten Ausschlag für den Wahlsieg Carters gegeben haben. Der entscheidende Umstand zeigt sich, wenn man die Wählerschaft Carters genauer in Augenschein nimmt. Gewählt haben ihn zunächst einmal seine engeren Landsleute aus den Südstaaten der USA. Das war sozusagen der Grundstock zu seinem Erfolg. Gewählt haben ihn sodann die bedeutenden Industriestaaten des Nordostens (mit der einen oder anderen Ausnahme), das heißt: die Mehrheit der Gewerkschaften, der Arbeiter und ihrer Familien. Diese Unterstützung trug Carter schon ziemlich nahe an den Sieg heran. Gewählt haben ihn schließlich Amerikas Unterprivilegierte, wie z. B. die Mehrzahl der Schwarzen, der Portorikaner, der Mexikaner. Das gab den Ausschlag. Und gerade die Schicht der Unterprivilegierten, aber auch die Schicht der Arbeiter in den Industriestaaten gab Carter ihre Stimme, weil er ihnen einen Wandel versprach, weil er vor ihnen die Vision eines besseren, gerechteren, menschlicheren Amerikas entfaltete und zugleich den Eindruck und das Vertrauen zu wecken verstand, daß er der Mann sei, dieses Versprechen, diese Vision ehrlich und mit allen Kräften der Verwirklichung entgegenzuführen.

Demgegenüber erschien Präsident Ford, ungeachtet aller Versprechen und Verheißungen, die natürlich auch er als Präsidentschaftskandidat dem Publikum machen mußte, wesentlich als ein Konservativer – was er nach dem Zeugnis seiner jahrzehntelangen politischen Tätigkeit auch ist. Sein Programm, aber auch seine Person garantierten mehr den Bestand des Vorhandenen und Erreichten, als daß sie Hoffnung und Aussicht auf eine bessere Zukunft weckten. Folgerichtig erhielt Ford die Mehrheit der Stimmen in jenen Staaten, deren Bevölkerung eher an der Erhaltung des Bestehenden interessiert ist.

Was sich auf diese Weise aus einer Analyse der jüngsten amerikanischen Präsidentschaftswahlen ergibt, das wirft Licht auch auf die Situation der gesamten Welt und Weltbevölkerung. Schon seit Jahren ist zu beobachten, wie die Bevölkerung der jungen Nationen der Dritten Welt, von Asien über Afrika bis hin nach Lateinamerika, ihr Ohr und noch mehr: sich selbst, denen zuwendet, die mit dem Versprechen eines Wandels, die mit einer hoffnungspendenden Zukunftsvision zu ihnen kommen. Sicher: Man kann nicht übersehen, daß der Kommunismus, um in den jungen Nationen der Dritten Welt zum Sieg zu kommen, auch in sehr massiver Weise die Mittel der organisierten Subversion und nicht wenig Waffen einsetzt. Angola war jüngst ein sehr deutliches Beispiel. Es wäre jedoch eine grobe Täuschung, wenn man die Erfolge des Kommunismus auf die Gewalt der Waffen allein zurückführen würde. Es darf, wie Pater Kentenich immer wieder sagte, die Kraft der innerweltlichen Zukunftsvision des Kommunismus nicht übersehen werden. „Vision aber kann nur durch Vision überwunden werden.“

*Das wirft die Frage nach der Zukunftsvision seitens der freien Welt auf, und noch mehr die Frage nach einer Zukunftsvision seitens der Kirche. Eines dürfte dabei unumstößlich feststehen: Wer den berechtigten Erwartungen und Hoffnungen der Menschen mit einer anziehenden Vision antwortet, verbündet sich mit einer starken, einer siegreichen Kraft. Wer aber sollte eher und besser in der Lage sein, den Menschen eine Zukunftsvision, die ihnen vollkommen angemessen ist und ihre edelsten Hoffnungen erfüllt, zu eröffnen als die Kirche mit der Botschaft des Evangeliums?*

## Schönstatt und das neue Kirchenbild

Texte von Pater Jos. Kentenich

### *Vorbemerkung*

Die Oktoberwoche 1976 hat die Thematik „Schönstatt und die Kirche“ in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen gestellt. Wenn sich die Schönstattfamilie um die Heiligsprechung ihres Gründers bemüht, sieht sie ihn als „Mann der Kirche“, der auf seinen Grabstein die Devise seines Lebens meißeln ließ: „Dilexit Ecclesiam“. Sie sieht ihn aber auch gläubig als einen von Gott Gesandten, der in dieser revolutionären Übergangszeit mithelfen soll, die Kirche hinüberzuführen an das neue Ufer einer noch unbekanntem Zeit. Seine Gründung ist ganz und gar hingeeordnet auf dieses Ziel der „neuen Kirche“, d. h. der aus dem Geist Gottes erneuerten Kirche.

Der mit diesem Heft begonnene Jahrgang von REGNUM möchte einige zentrale Texte Pater Kentenichs vorlegen zu diesem Thema. Wer sie heute liest, wird spüren, daß sie in dieser Stunde der Kirche mit ihren Zerreißproben eine neue Aktualität besitzen. Sie können uns helfen, mit ruhiger Sicherheit und neuer Einsatzbereitschaft unseren Dienst an der Kirche zu leisten.

Vielleicht ist es gut, einleitend die drei immer wiederkehrenden Schwerpunkte in der Schau der neuen Kirche hervorzuheben, die für Pater Kentenich charakteristisch sind.

1. Da ist zunächst mit aller wünschenswerten Klarheit seine gläubige Überzeugung, daß *der Wandel des Kirchenbildes* gottgewollt und von Gottes Heiligem Geist auf dem Konzil eingeleitet worden ist. Schon sehr früh hat Pater Kentenich die Zeichen der Zeit als Gottes machtvolle Stimme zu einem Gestaltwandel von Welt und Kirche gedeutet. Seine Schau ist fundamental dadurch gekennzeichnet, daß er eine gesunde Tradition hindurch- und hinüberretten wollte durch den unausweichlichen, schicksalhaft unserer Generation aufgegebenen und von Gott gewollten Wandel aller menschlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse. Hier trennen ihn Welten von all jenen, die krampfhaft am alten Ufer festhalten wollen.

2. In diesem Gesamtzusammenhang hat er von Anfang an *seine eigene Gründung* gesehen – in der Strategie ihres Werdens und in der Durchführung ihrer Sendung. Das Zweite Vatikanische Konzil und der Durchbruch des neuen Kirchenbildes war für ihn der entscheidende Einschnitt, der eine Epoche der Auseinandersetzung zwischen dem zukunftsorientierten Schönstatt und einer zu stark traditionell eingestellten Kirchenleitung beendete. Und das wesentlich darum, weil sich nun die offizielle Kirche und Schönstatt auf dem Boden der

gemeinsamen Auffassung von einer erneuerten Kirche begegnen. So spricht Pater Kentenich immer wieder kühn von seiner gläubigen Deutung: daß Schönstatt schon lange vor dem Konzil die wesentlichen Züge des neuen Kirchenbildes antizipiert habe und sich vom Konzil in feierlicher Weise bestätigt sehen darf – ein neuer Beweis dafür, daß derselbe Heilige Geist hier wie da am Wirken war und ist. So hat er im vollen Bewußtsein der Tragweite seines Tuns dem Heiligen Vater am Vorabend seiner Rückkehr nach Schönstatt aus vierzehnjähriger Verbannung das feierliche Versprechen abgelegt, mit seiner Familie an der Verwirklichung der postkonziliaren Sendung der Kirche mitzuarbeiten.

3. So hat er denn nach seiner Rückkehr unermüdlich und mit großer Hellsichtigkeit Stellung genommen zu *Irrgängen und Fehlentwicklungen* in der Kirche. Mit allem Mut und dem seit Jahrzehnten bewährten Geschick als Pädagoge und Stratege wollte er seine Familie in der nachkonziliaren Kirche zu einer Lebensmacht werden lassen, an der sich andere orientieren können, die sich mit anderen, ähnlich ausgerichteten Gemeinschaften auf die Dauer zusammenschließen sollte, um eine erneuerte Kirche wirkkräftig werden zu lassen für die Erneuerung der menschlichen Gesellschaft. G. Boll

1. Aus der Ansprache zur symbolhaften Grundsteinlegung eines römischen Schönstattheiligtums beim feierlichen Konzilsschluß am 8. Dezember 1965

„*Wie sieht die Kirche aus?* Die hat ein anderes Gesicht als die Kirche von gestern und ehegestern. Wie sieht die Kirche aus? Wenn Sie später Gelegenheit haben, alles auf sich wirken zu lassen, was das Konzil gebracht an Entscheidungen, an Äußerungen, dann werden Sie bald finden: das Mittelstück, Zentralstück, ist die Konstitution über die Kirche. Alles, was sonst dort beraten, beredet, beschlossen, das alles finden Sie wenigstens keimhaft in der Konstitution über die Kirche. Weshalb eine neue Grundeinstellung der Kirche, eine neue Auffassung der Kirche von sich selber, zu einem großen Teile unterschiedlich von gestern und ehegestern? Das ist die große Frage: wie sieht die heutige Kirche sich selbst? Also nicht etwa nur: wie sehen die absolut unveränderlichen Grundfesten der Kirche aus? Also nicht etwa nur die Fragen nach der Metaphysik der Kirche, sondern das ist die große Frage, wie die heutige Kirche sich selber sieht.

Die Antwort? Das ist eine eigenartige Kirche.

Das ist eine Kirche, die auf der einen Seite tief innerlich beseelt traditionsgebunden ist, aber auf der anderen Seite ungemein frei, gelöst von erstarrten, traditionsgebundenen Formen.

Das ist eine Kirche, die in überaus tiefgreifender Brüderlichkeit geeint, aber auch gleichzeitig hierarchisch, ja väterlich gelenkt und regiert wird.

Das ist eine Kirche, die die Sendung hat, die Seele der heutigen und der kommenden Kultur und Welt zu werden.

Ich hebe noch einmal hervor: Wenn Sie später die Diskussion um diese Züge der Kirche auf sich wirken lassen, dann spüren Sie, wie heiß der Kampf gewesen um diese Selbstbezeichnung der Kirche. Hätte es sich hier nur gehandelt um die Metaphysik der Kirche, wäre natürlich die Antwort sehr einfach und sehr leicht gewesen. Was nun von besonderer Bedeutung ist, das ist ein Wort, das ist ein Vorgang, den wir uns besonders einprägen dürfen: Wenn die heutige Welt insgesamt von der Idee des Evolutionismus getragen wird, dann will auch die Kirche gesehen werden unter dem Zepter einer gesunden Evolution. Die Kirche ist nicht fertig, wird nie auf Erden fertig sein. Die Kirche wandelt sich in ihren einzelnen Lebensvorgängen. Freilich, wir müssen festhalten – ich habe dem ja eingangs auch Rechnung getragen –, daß die Kirche immer traditionsgebunden sein soll und sein will.

Wenn Sie nun das kurz umrissene Bild der neuen Kirche, der neuen Selbstzeichnung der Kirche auf sich wirken lassen wollen und schauen dann das Leben draußen an – ob es sich handelt um das Leben des Klerus, um das Leben im Episkopat, um das Leben unter den einzelnen Gläubigen –, dann können Sie verhältnismäßig schnell signalisieren, auf welchem Boden der einzelne steht. Verläßt er total den Boden der Tradition, so daß er lediglich nur Fortschritt, Evolution kennt, dann weiß ich, wo er steht. Kennt er aber nur die Tradition, kennt er keine Entwicklung, dann weiß ich, woher der große Wirrwarr in der heutigen Zeit kommt. Und mich dünkt, wir müssen lange warten, sehr lange warten, bis die nachteiligen Nebenwirkungen des Konzils überwunden sind in der kirchlichen Öffentlichkeit. Die Fachleute wissen uns nachzuweisen, daß es Jahrhunderte gedauert hat, bis die Früchte des Tridentinischen Konzils eingeheimst werden konnten. Heute gilt es, erst die nachteiligen Begleiterscheinungen, die unerwartete Unsicherheit weitester Kreise – ob es sich um hierarchische Kreise, klerikale Kreise oder Laienkreise handelt – über das neue Bild der Kirche zu überwinden. Sind die in etwa überwunden, dann erst fängt das Konzil an, fruchtbar zu werden.“

2. Aus der Silvesteransprache 1965 in Schönstatt

„Daß wir insgesamt vor einer neuen Etappe der Familiengeschichte stehen, ist außer Zweifel. Was wollen wir denn tun gleich am Anfang dieser neuen Etappe – besser gesagt: was wollen wir tun in der gesamten folgenden Etappe? Ich möchte am liebsten an die Tore der folgenden Jahre und Jahrzehnte das Wort schreiben, das ich seinerzeit einmal für das Heilige Offizium geschrieben habe: *Dilexit Ecclesiam!* Das Wort sollte besagen: ich möchte einmal auf meinem Grabstein das Wort einmeißeln lassen und dorten ein-

gemeißelt sehen und für folgende Zeiten festgehalten wissen: *Dilexit Ecclesiam*. Die Kirche, die die Familie ans Kreuz genagelt – *dilexit Ecclesiam*.

Und wie diese Liebe aussieht, die Liebe zur Kirche? Ich habe Ihnen in diesen Tagen bald in dieser, bald in jener Form sagen dürfen, was ich dem Heiligen Vater bei Gelegenheit der unerwarteten Audienz habe sagen, versprechen dürfen: wir als Gesamtfamilie – will also heißen: als Gesamtfamilie, die vom Kreuze abgenommen ist – wollen uns in der Folge bemühen, mit allen Mitteln dem Papste mitzuhelfen an der Verwirklichung der postkonziliaren Sendung der Kirche. So soll das Wort ‚*Dilexit Ecclesiam*‘ eine ausgeprägte, eine tiefgreifende Ausdeutung bekommen: Schönstatt *dilexit Ecclesiam*. Die Liebe zur Kirche treibt uns an, die postkonziliare Sendung der Kirche möglichst vollkommen und nach allen Richtungen zu unterstützen.

Daraus ergibt sich nun von selber die Frage: Worin besteht denn diese Sendung?

Ich meine, ich sollte am Anfang zwei Gedanken gleichzeitig ansagen. Wir ringen darum, zunächst *uns gleichzuschalten dieser postkonziliaren Sendung* und dann zweiten *uns einzuschalten*. Zwei Ausdrücke, die in unserem Lexikon von besonderer Bedeutung sind.

Was heißt das: gleichschalten wollen wir uns der postkonziliaren Sendung der Kirche? Wenn wir einmal rückschauend überlegen, was das Konzil an besonderen Entschlüssen gebracht, dann wird es uns sehr bald klar: im Kerne, im Mittelpunkt steht die *Constitutio de Ecclesia*. Die Kirche hat sich selber neu gesehen. Die Kirche hat sich bemüht, ihre eigene Selbstzeichnung gleichsam aufzufrischen und der heutigen Zeit und dem heutigen Lebensgefühl der Kirche nachzuzeichnen.

Wie sieht nun diese Selbstzeichnung der Kirche aus?

Wir werden vielleicht zunächst fragen: Gibt es denn einen Wandel in der Selbstauffassung der Kirche? Und wenn wir sagen: Ja – dann folgt sofort die zweite Frage: ist die Kirche denn nicht zu weit und zu stark der modernen Entwicklungslehre zum Opfer gefallen? Weshalb hält sie nicht fest an all dem, was wir früher gelernt, was wir gelehrt worden sind? Also gibt es wirklich einen Wandel? Sagen wir besser: es gibt eine Akzentverschiebung.

Noch einmal die Frage: Wie sieht die Kirche neuerdings sich selbst? Ein Glück war es, daß die Vertretung der Kirche, will heißen: Kardinäle und Bischöfe aus der ganzen Welt beieinander waren. Sie hatten ja die Gelegen-

heit, mitzuhelfen, die Selbstzeichnung, das neue Bild der Kirche zu überprüfen, konnten Wesentliches dazu beitragen. Hinter all den Überlegungen stand ja letzten Endes die Überzeugung, die zumal Johannes XXIII. von vornherein so stark in den Vordergrund gerückt, daß die Kirche vom Heiligen Geist regiert wird. Wie hat sich denn nun die Wirkung des Heiligen Geistes im Raume der Kirche ausgewirkt? Wenn also eine Wandlung in der Selbstzeichnung, im Selbstbewußtsein der Kirche zu konstatieren ist, dann darf das nicht zufällig gesehen werden – das ist ein Werk des Heiligen Geistes.

Nun noch einmal die Frage, wie kennzeichnet denn die *Constitutio de Ecclesia* sich selber? Die Antwort: Die Kirche will künftig stärker gesehen werden in ihrer ganzen elementaren Dynamik. Die Kirche will sich künftig stärker als bisher orientieren – wir gebrauchen unseren Ausdruck: am neuesten Zeiteufer. Nicht so, als wenn sie ständig nur stehen bleiben wollte beim alten Zeiteufer, nein, beides wollte sie: rückschauend vorwärtsblicken.

Rückschauen: die festen Fundamente der Kirche bejahen, die wesentliche Sendung der Kirche für alle Zeiten, wie sie von Anfang an gesehen, vom Heiligen Geiste mitgeteilt, unerschütterlich festhalten. Aber sich gleichzeitig bewußter orientieren an den großen, großen Ereignissen, am Gestaltwandel der Zeit, orientieren am neuesten Zeiteufer. Die Folge davon in der Gesamtkirche: fast möchten wir sagen eine Art Revolution, eine starke Bewegung: weg von überspitzter traditioneller Auffassung, hin zu einer fortschrittlicheren Auffassung.

Bisher hat die Kirche sich mehr tragen lassen von dem Gedanken, von der Überzeugung: *Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo Ecclesiam meam*. Die Kirche – ein Fels inmitten des Gewoges der Zeit. Und wer Heil erhalten will von Gott, der muß den Weg finden hin zu diesem Felsen. Deswegen eine gewisse Isolierung der Kirche aus dem Gewoge der modernen Zeit. Die Kirche stand und steht heute fast, so wagt man heute vielfach zu sagen, wie ein erratischer Block da, ein Block, der wie vereinsamt steht, die Welt um sich herum. Anstatt daß sie sich bemüht, zu diesem Felsen hinzupilgern, bewegt sie sich ständig mehr und mehr davon weg in die Ferne hinein. Deswegen stärkere Dynamik, weg von dieser starren Art des Konservativen. Wenn man schon stehenbleiben will bei dem Bilde eines Felsen, dann muß die Kirche sich bemühen, diesen Felsen selber hinzubewegen in die moderne Welt. Wir ahnen, was das besagt: eine ganz starke Wandlung im kirchlichen Denken. Wenn die Selbstauffassung der Kirche sich wandelt, dann muß auch das ‚sentire cum Ecclesia‘ (das Fühlen mit der Kirche) sich wan-

deln. Wenn die Kirche sich nunmehr stärker als bisher sieht inmitten des Gewoges, inmitten der Zeitenstürme, hingeordnet zum neuesten Zeiteufer, dann besagt ‚sentire cum Ecclesia‘: wir müssen der Auffassung der Kirche folgen, müssen uns gleichschalten dieser Auffassung. Weg also von dem übertriebenen Festhalten am Alten, mitten hinein in das Gewoge der Zeit.

Um aber noch einmal den skizzierten Gedankengang zu klären und zu vertiefen, wollen wir uns daran erinnern, daß die Kirche neuerdings andere Bildzeichnungen von sich selber bevorzugt. So möchte sie gerne aufgefaßt sein als ein Schiff. Das ist das Schiff, das damals über den See Genesareth sich hin und her bewegte. Ein Schiff, in dem der Herr sitzt, auch wenn er manchmal zu schlafen scheint. Ein Schiff, das sich nicht fürchtet vor dem Wogendrang, das mutig hineinstößt in die See des heutigen verworrenen Lebens. Wiederum: eine dynamische Auffassung von der Kirche, das starke Drängen: die ganze Welt soll von der Kirche berührt werden. Wie Pius XII. uns seinerzeit in seiner klassischen Formulierung gesagt: Wenn schon das Frühchristentum von dem Gedanken getragen, von dem Sendungsbewußtsein beseelt war – wir, die kleine Kirche, wollen die Seele der ganzen Welt werden, und wenn die Kirche sich jahrhundertlang bemüht hatte, die Seele einer begrenzten Welt zu sein – nunmehr: die heutige Kirche möchte Seele der ganzen Welt sein, die heute auf einer ständigen Gottesflucht sich bewegt. Die suchende Seelsorge der Kirche will damit in den Vordergrund gestellt werden: hinein in das Gewoge der Zeit!

Selbstverständlich können wir ahnen, welche Gefahren mit einer solchen Selbstzeichnung verbunden sind. Viele Dinge müssen jetzt mit in Kauf genommen werden, viele Dinge sind problematisch geworden. Wenn die Kirche den Mut hat, sich und ihre Glieder hineinzustürzen in den Ozean – freilich: nur auf einem Schiffe, auf dem der Herr sich befindet, auf dem er aber nicht selten zu schlafen scheint –, wieviel Wagemut gehört dann heute dazu, Glied dieser Kirche zu sein! Welch ein Wagemut und welch ungeheuerliches Vertrauen wird nun von jedem Katholiken verlangt! Welche Forderungen werden gestellt! Einerseits hochgemutes Vertrauen, daß dieses Schiff dem Sturmesgebraus nicht zum Opfer fällt, das gigantische Vertrauen, daß dieses Schiff fähig ist, die Aufgabe zu meistern. Eine selbstverständliche Aufgabe ist es, rechts und links neben diesem Schiff alle Schiffbrüchigen nach Möglichkeit aufzunehmen. Sie sollen also nicht mehr mit großer Mühe den Weg suchen hin zum Felsen – nein, die Kirche selber sucht nunmehr die Schwankenden und die Wankenden. Die Kirche selber will inmitten der Stürme überall landen an allen Kontinenten und überall suchen nach all denen, die von Gott gerufen und berufen sind, auf diesem Schiffe eine Dauerwohnung zu erhalten.

Ob wir das Lebensgefühl nun innewerden, das Lebensgefühl verstehen, die Wandlung des Lebensgefühls, die an sich in solchen Formulierungen zum Ausdruck kommt?

Wie sieht denn unsere Gleichschaltung aus? Wie können wir denn nunmehr das ‚sentire cum Ecclesia‘ orientieren nach dieser Bildzeichnung? Da meine ich, zunächst sagen zu dürfen: So, wie die Kirche sich seit dem Konzil aufgefaßt, haben wir uns immer aufgefaßt.

Was das besagen will? Sie mögen unterscheiden: eine vorkonziliare und eine nachkonziliare Sendung der Kirche – und die Sendung unserer Familie. Ich wage zu behaupten, daß die vorkonziliare Sendung unserer Familie identisch ist mit der nachkonziliaren Sendung der Kirche.

Was das besagen will? Wenn das stimmt, dann verstehen wir, weshalb die Auseinandersetzung zwischen Schönstatt und der offiziellen, amtlichen Kirche so tiefgreifend, so umfassend war. Dann verstehen wir, weshalb man damals von bestimmter Seite wieder und wieder die Parole ausgegeben: Schönstatt muß eingeebnet werden in die übliche traditionelle Auffassung der Kirche. Das ist die Auffassung der Kirche am alten Ufer, und zwar die umfassende, überspitzte, einseitige Orientierung am alten Ufer. Deswegen die starke Auseinandersetzung. Es sind das allerdings, bei Licht betrachtet, dieselben Auseinandersetzungen, die auf dem Konzile Wirklichkeit geworden sind. Da hat sich bis in alle Einzelheiten wiederholt, was wir vorher seit Jahrzehnten an Kämpfen auszutragen hatten. Nur mit dem großen Unterschiede, daß hierbei uns die beiden Partner überaus ungleich waren. Da hat der kleine David mit der Schleuder und dem Stein mit dem Riesen Goliath gekämpft. Auf dem Konzil waren es zwei Partner, die durchaus gleichwertig waren, Kardinal gegen Kardinal, Bischof gegen Bischof. Aber das Kampfobjekt war im wesentlichen dasselbe: Auseinandersetzungen zwischen der traditionellen und der fortschrittlichen Richtung innerhalb der Kirche.

Ich darf wiederholen: wir brauchen uns nicht gleichzuschalten der Kirche von heute, wir haben diese Gleichschaltung schon vorweggenommen. Dabei dürfen wir nicht übersehen: wir haben nicht nur das Kirchenbild zeichnen wollen, sondern wir haben sogar den Mut gehabt, dieses Kirchenbild zu antizipieren, darzustellen – freilich darzustellen in unserem eigenen Kreise, in der eigenen Familie. Nur so wird einigermaßen verstanden die Größe unserer Sendung und die Originalität unseres ganzen Seins, unserer ganzen Struktur.

Wenn wir nun dem Papst versprochen haben, wir wollten uns insgesamt bemühen für die postkonziliare Sendung der Kirche – worin besteht denn dann das Plus, das Neue? Während wir und indem wir unserer alten Sendung treu bleiben, haben wir nunmehr den Vorteil, daß die gesamte Kirche uns nicht mehr so kritisch fragend gegenübersteht wie vorher. So mögen wir von einem erhöhten Standpunkte, vom Standpunkte der göttlichen Vorsehung aus verstehen, weshalb gerade jetzt, nachdem die Zusammenhänge so verwirklicht worden sind, wir urplötzlich das ‚Wunder der Heiligen Nacht‘ erleben durften. Sie kennen das Bild: Der Papst und meine Person als Symbol der Bewegung beieinander – beide haben sich nun gefunden. Das war ein historischer Akt ersten Ranges. Schönstatt und die Kirche, also die Kirche in ihrer neuesten Selbstzeichnung, stehen beide nun auf demselben Boden, auf demselben Standpunkte. Wahrhaftig ein tiefer Einschnitt in die eigene Familiengeschichte.

Freilich aber auch gleichzeitig die stark und stärker erscheinende Aufgabe, nunmehr, nachdem so manche Hemmnisse grundsätzlich gefallen, unsere ganze Kraft zu verwerten, um das Wort ‚Dilexit Ecclesiam‘ nun auch Wirklichkeit werden zu lassen.

Wir dürfen nicht übersehen – ich darf ja in unserm Kreise offen und freimütig sprechen –, die Früchte des Konzils scheinen zunächst stärker negativ als positiv zu sein. Es mag etwas dauern, bis diese Begleiterscheinungen, die allerorten zu sehen und zu sichten sind, überwunden sind. Und dann? Dann fängt eigentlich erst das Konzil an zu wirken.

Was ich gesagt, setzt nun etwas voraus, was ich nachträglich in Erinnerung bringen muß. War es denn so, hat sich unserer Familie von Anfang an am neuesten Zeiteufer orientiert? Das weiß jedermann aus unserem Kreise, der einigermaßen das ‚sentire cum Familia‘ gelebt, das jetzt gleichbedeutend ist und mehr und mehr gleichbedeutend werden muß mit dem ‚sentire cum Ecclesia‘. Wer also mit der Familie gelebt und gedacht, einigermaßen die vergangenen Kurse gehört hat, der weiß, daß das immer das Originellste unseres Wollens war, obwohl wir uns als kleine Liliputaner empfunden, die Kirche ans neueste Zeiteufer mit führen zu helfen. Ein eigenartiges Wagnis, eine eigenartige Kühnheit, doppelt kühn, wenn wir uns daran erinnern, wie klein und unansehnlich wir von Anfang an gewesen. Wenn wir hier nicht voraussetzen dürfen, aus Überzeugung tatsächlich voraussetzen, daß der Heilige Geist sich kleiner und kleinster Werkzeuge bedient, dann stehen wir hilflos vor dieser Tatsache. Wie haben wir das Kirchenbild – jetzt darf ich nicht einmal sagen: nur gesehen – wie haben wir das Kirchenbild lebendig vorweggenommen in unserem Kreise? Wenn Sie denken an die Dynamik,

die nunmehr in die Selbstzeichnung der Kirche hineingeraten – wollen Sie wissen, wie stark diese Dynamik bei uns gewesen, dann lassen Sie sich nur vom historischen Standpunkte aus neu erklären, nach welchen Gesetzen das kleine Saatkörnlein, das 1914 in das Erdreich der Kirche hineingesetzt, sich entwickelt hat zu einem machtvollen Baume! Und wie dieser Baum in den verflossenen Jahren und Jahrzehnten alle Erschütterungen ausgehalten, wie alle Stürme die Wurzeln dieses Baumes immer mehr verfestigt, die Wurzeln nach allen Richtungen hin tiefer in das Erdreich der Kirche verzweigt, so daß die Familie alle Stürme siegreich überstehen durfte. Steckt dahinter Dynamik? Freilich – aber nicht nur rein natürlich gesehen Dynamik – in einzigartiger Weise übernatürlich zu deutende und von der jenseitigen Wirklichkeit in Bewegung gesetzte Dynamik. Und erst wenn Sie sich einmal erinnern an die Selbstauffassung der Familie! Was war das ein Wagnis zu einer Zeit, als diese Selbstauffassung der Familie sich in bestimmten Ausdrücken repräsentierte. Und nur das eine oder andere zu nennen: erinnern Sie sich daran, wie das gewirkt hat, als wir damals gegen Ende der zwanziger Jahre erklärten: ‚Im Schatten dieses Heiligtums sollen sich die Geschichte der Kirche auf Jahrhunderte wesentlich mitentscheiden im Sinne der neuen Sicht‘. Was ist das für ein Wagnis, was ist es eine Kühnheit! Rein menschlich gesehen eine Art geistiger Verwirrung oder Verrücktheit. Wenn nicht dahinter der Heilige Geist gestanden, der solche urgewaltige Ideen und Ideale hat aufleuchten lassen – wie wollen wir das denn verstehen? Lassen Sie jetzt einmal bloß die paar Bilder auf sich wirken – haben Sie hier nicht fast noch klarer, noch wagemutiger die Sendung der Familie vorweggenommen als die Sendung der Kirche? ‚Im Schatten der Kirche‘ müssen wir nun sagen, sollen die Geschicke der Welt auf Jahrhunderte wesentlich mitbestimmt werden. Sehen Sie, dafür steht ja wohl der andere Ausdruck: Die Kirche – die Seele der neuen Welt, die so total durcheinander geworfen ist und auf der ganzen Linie gottesflüchtig ist. Was also die Kirche heute von sich sagt, das hat die Familie als antizipierte moderne Kirche immer gewollt. Also Gleichschaltung hüben und drüben.

Die Liebe zur Kirche hat uns gedrängt, das Werk ins Leben zu rufen, oder besser gesagt, den lieben Gott bestimmt, uns diese Sendung zum Wohle der Kirche zu geben. Dilexit Ecclesiam! Die Liebe zur Kirche hat uns gedrängt, das Kreuz des Herrn uns von der Kirche selber geben zu lassen. Die Liebe zur Kirche drängt uns auch jetzt, diese Kirche, die uns verfolgt hat, mit entloser Wärme zu lieben, alles Vergangene zu vergessen und mit der ganzen Kraft uns nunmehr einzusetzen, daß unsere Familie die große Sendung erfüllt, der Kirche zu helfen, siegreich zu stoßen an das Ufer der neuesten Welt, also das Ideal der neuen Kirche, der Kirche am neuen Ufer zu verwirklichen.

Ein anderes Wort, ebenso bedenklich wie das Wort vom ‚Schatten des Heiligtums‘. Es kommt uns hier ja nur darauf an, einigermaßen zu klären, wie wir das Konzil antizipiert, die nachkonziliare Sendung gefaßt und erfaßt haben. Dieses Wort klingt sanfter, ist aber wahrhaftig nicht weniger tief: Wir glauben berufen zu sein, das Herz der Kirche zu sein. Welcher Kirche? Der kommenden Kirche.

Was heißt das: das Herz? Das heißt, die alles überwindende, tiefgründige Liebesmacht zu sein. Eine Liebesmacht, die die Kirche erobert, die die Kirche erfüllt mit dem Heroismus der Liebe. Liebesmacht – das ist unsere Sendung! Was müssen wir selber innerlich entzündet sein und mehr und mehr entzündet werden von einem Feuerbrand der Liebe! Wie müssen wir uns bemühen, Glied um Glied, Gliederung um Gliederung miteinander zu verbinden durch das Band der Liebe! Das Liebesbündnis mit der lieben Gottesmutter will sich und muß sich in unseren Reihen letzten Endes mehr und mehr auswirken als Liebesbündnis mit dem Dreifaltigen Gott, als Liebesbündnis untereinander, als Liebesbündnis mit allen Gliedern und Gliederungen der Kirche, aber auch als Liebesbündnis mit allen Menschen der ganzen Welt. Wir denken unwillkürlich in diesem Zusammenhange an das schöne Ideal der Kleinen heiligen Theresia. Was wollte sie werden? Die Liebe im Raum und Rahmen der Kirche. Das ist genau unsere Sendung. Die große Macht der Liebe müssen wir künden, die müssen wir leben, die müssen wir verwirklichen.

Nicht wahr, da hören Sie herausklingen so viele Bestimmungen der Konstitution ‚De ecclesia‘. Ich mag sie nicht im einzelnen anführen. Denken Sie nur an alles, was bestimmt wurde über die Freiheit in der Kirche. Das alles, um Platz zu machen für die Allmacht der Liebe. Die Liebe ist letzten Endes die größte Großmacht im Himmel und auf Erden. Und diese größte Großmacht soll die Großmacht in der gesamten Familie werden.

Auf der anderen Seite müssen wir uns daran erinnern lassen, daß wir einer pluralistischen Gesellschaftsordnung entgegenstehen. Wir ahnen gar nicht, wieviele Gefahren eine pluralistische Gesellschaftsordnung in sich birgt, die ja auch eine pluralistische religiöse Weltordnung in sich schließt. Wissen Sie, morgen – übermorgen werden wir spüren: die Kirche braucht heute eine wesentlich andere Erziehungsweise als gestern. Menschen, die heute hinaus wollen auf die hohe See des Lebens, wie müssen die verankert sein, tiefer als je, im Schoße der Kirche, im Schoße des Dreifaltigen Gottes! Sehen Sie, von welcher Bedeutung dann der Ausdruck ist: wir Schönstätter wollen und sollen Herz der Kirche sein und werden und bleiben.

Was ich jetzt gesagt – es ist viel und doch verzweifelt wenig. Es ging um die Gleichschaltung mit der postkonziliaren Sendung der Kirche unter dem einen Gesichtspunkt: Wandlung im Selbstbewußtsein, in der Selbstzeichnung der Kirche.

Wir haben aber auch gesprochen von der *Einschaltung*. Was bedeutet hier Einschaltung in die postkonziliare Sendung? Muß Sie erst darauf aufmerksam machen, wie das Konzil die Rechte des Episkopates klarer umrissen, wohl auch in vermehrter Form dargestellt. Ich muß Ihnen sagen: das ist nichts Neues für uns. Sie wissen, wie häufig wir hervorgehoben haben: Träger des Apostolates ist iure divino (kraft göttlichen Rechtes) Papst und Episkopat. Einschaltung besagt daher: was wir bisher auch getan, obschon wir uns da und dort auseinandersetzen mußten im Interesse der Kirche, muß nun, nachdem die Gegensätze entfernt sind, umgegossen werden in die neue Parole: Mit allen Mitteln müssen wir nunmehr die Fühlung, die Verbindung mit Papst und Bischöfen suchen. Wir müssen so tief von ihnen abhängig sein, daß Papst und Bischöfe in uns die zuverlässigste Schar finden, aber auch als die zuverlässigste Schar benutzen, um ihre postkonziliare Sendung in hervorragender Weise zu verwirklichen.“

## Das mechanistische Denken als Grundverständnis der Neuzeit (I)

Von Heribert King

Wenn wir P. Kantenich nach einer gemeinsamen Wurzel der heutigen Probleme fragen, dann gibt er immer in einer kurzen synthetischen Antwort die Formel: das mechanistische Denken. Obwohl er in seinem Denken viele Ansätze und Antworten hat und in seiner Praxis ungewöhnlich viele Anliegen beantwortet, kommt er doch immer auf diese Kurzformel zurück. Je mehr er sein Werk entwickelt, desto stärker schiebt sie sich in den Vordergrund. Sie ist der Schlüsselbegriff für seine Kritik, gleich wie das Gegenstück, das organische Denken, die Zentralantwort seiner Lösung ist.

Wie ist es möglich, daß so verschiedene Probleme auf diese schlichte Formel gebracht werden können?

Eine weitere Vorbemerkung will darauf hinweisen, daß in Augenschein genommen werden muß, daß die Kurzformel immer mechanistisches *Denken* heißt. Er kennt zwar auch die Verbindung mit dem Thema des Lebens und

des Liebens, und im mechanistischen Denken sind diese wohl auch immer mitgemeint. Trotzdem muß es aufmerken lassen, daß er in der Kurzformel dann doch wieder auf das Denken allein zu sprechen kommt.

Wenn P. Kentenich sich so verhält, dann dürfen wir immer damit rechnen, daß eine Formel solcher Art nicht zufällig entstanden ist, sondern das Resultat langer Jahre sorgfältigster und vielseitigster Beobachtungen darstellt. Wir dürfen ja in P. Kentenich einen Weisen im Vollsinn des Wortes sehen, der die Dinge von den letzten Ursachen her erkennt. Diese letzten Ursachen werden in ihrer Darstellung entsprechend einfach. Das bringt es mit sich, daß wir uns zu leicht unter dem ganzen Thema etwas zu Einfaches vorstellen und daß die Formel „mechanistisches Denken“ zu einem Schlagwort wird, das man nicht versteht, und nicht wiedergibt, was eigentlich gemeint ist.

Zudem dürfen wir bei P. Kentenich auch noch von einer Erkenntnis reden, die der der Propheten nicht unähnlich ist. Er hat eine eigenartige Griffsicherheit von Gott erhalten, die nicht nur das Produkt von natürlichem Talent und menschlicher Arbeit ist und auch nicht einfachhin natürliche Intuition genannt werden darf. So entdeckt er mit natürlicher und übernatürlicher Fähigkeit das Wesentliche und versteht es zu formulieren<sup>1</sup>.

Wenn wir vom Denken reden, dann soll auch noch vermerkt sein, daß der Mensch als geistig-leibliches Wesen nicht rein geistig denkt. Immer ist an seinem Denken das Bildhafte, Vorstellungs-, Geschlechts-, Volks-usw.-mäßige beteiligt. „Art zu denken“, kann deshalb nur bedeuten, daß am leiblich-bildlichen Element etwas verschieden sein kann und so verschiedene Arten zu denken erst aufkommen können. Das mechanistische Denken und sein Gegenstück, das organische Denken, soll also in das Thema „Art zu denken“ eingereicht werden. Heute redet man ja viel von „Bewußtseinsbildung“, „Wechsel der Mentalität“, „neuem Denken“ als der Lösung aller Probleme. P. Kentenich ist dabei mitten drinnen. Allerdings müßte, um dem ganzen Thema gerecht zu werden und es richtig zu verstehen, entsprechend die Radikalität des Wechsels im Denken, wie er sich in der Neuzeit vollzieht, dargestellt werden. Darauf kann aber wegen der Kürze der Arbeit nicht eingegangen werden.

<sup>1</sup> Vgl. J. Kentenich, Grundriß einer neuzeitlichen Pädagogik für den katholischen Erzieher, Vallendar 1971, 81 ff. P. Kentenich redet hier vom Metaphysiker. Er versteht darunter aber gerade einen Mann, der die letzten Gründe erkennen kann, auch wenn es sich dabei nicht immer strenggenommen um das philosophische Schulfach Metaphysik handelt.

Im folgenden soll erklärt werden, wie das mechanistische Denken als typisch neuzeitliche Denkform entsteht. Wir wollen dabei nicht so sehr seine spezifische Inhaltlichkeit als vielmehr die Tatsache im Wandel des Denkens darstellen. In vielem stimmen die Gesetze dieses Wandels mit den Gesetzen, die auch bei anderen Umschichtungen im Laufe der Geschichte zu beobachten sind, überein.

### 1. Werden einer neuen Zeit

Vom dreizehnten Jahrhundert ab wird langsam eine neue Welt<sup>2</sup>. Als ihr erster Vorläufer kann der hl. Thomas von Aquin und die ganze Scholastik angesehen werden, soweit sie den Versuch machen, die Schöpfung (Welt und Mensch) in ihrer relativen Autonomie zu sehen<sup>3</sup>. Das Charakteristische dieser Zeit ist ihr Interesse am Sichtbaren und Geschaffenen. Allmählich setzt sich sogar eine gewisse Unfähigkeit durch, das Ungeschaffene durch das Geschaffene hindurch zu erkennen und zu erleben. Natürliche und übernatürliche Erkenntnis klaffen immer mehr auseinander. Die Philosophie und Theologie des Nominalismus, die selbst Frucht dieser neuen Sicht sind, aber auch gleichzeitig die alte Synthese festhalten und für das damalige Denken annehmbar machen wollen, können dieses Auseinandergehen immer weniger verhindern. Ganz klar kommt diese Sicht in der Zeit der Renaissance zum Tragen. In den verschiedenen Jahren ihres Werdens wird immer deutlicher eine neue Mentalität sichtbar. Was im Spätmittelalter angefangen hat, vergrößert sich und zeitigt fortschreitend weitschichtigere Folgen und Anwendungen. Ortega y Gasset schreibt von dieser Epoche: „Der mittelalterliche Mensch fällt herab wie eine verbrannte Rakete, die schon zur Asche geworden ist. Aber aus dieser herabfallenden Asche, schon wirkohnmächtig, schießt eine neue Rakete hoch. Gerade eben losgeschossen, steigt sie aufwärts. Sie ist pure Triebkraft zum Zenith, reines Feuer. Wenn auch noch konfus, ist sie schon das Wirkprinzip einer neuen Art zu leben, der Lebensart der Moderne“<sup>4</sup>.

### 2. Der Prozeß, der zur neuen Zeit führt

Wir wollen also darauf hinweisen, daß eine neue Zeit dann anfängt, wenn es einen Wandel in der Mentalität einer Epoche gibt. Jede menschliche Gruppe und auch Epoche lebt nach einer Reihe von Prinzipien, die für sie

<sup>2</sup> Vgl. Guardini, *Das Ende der Neuzeit*, Würzburg 1950, 39 ff.

<sup>3</sup> Vgl. J. B. Metz, *Christliche Anthropozentrik*, München 1962.

<sup>4</sup> Ortega y Gasset, *En torno a Galileo*, Madrid 1967, 211.

evident sind. Sie empfindet keine Notwendigkeit, sie besonders zu erklären und zu begründen. Sie hat ein Bild dessen, was die Welt, der Mensch, die Geschichte, Gott ist. Dieses Bild bestimmt die menschliche Aktivität; bewirkt es, daß der Mensch etwas wagt oder nicht; bestimmt, was er tut und unterläßt; ob er sich nach Neuem ausrichtet oder sich mit dem begnügt, was er hat.

Wir beobachten es oft in unserem eigenen Leben, wenn ein Mensch langsam oder auch schnell darauf kommt, daß er so, wie er bisher gelebt hat, nicht mehr weiterleben will. Er hat vielleicht ganz gut gelebt, mit den Fehlern und Leiden eines jeden Tages. Aber eines Tages entschließt er sich, daß er sich zum Beispiel so nicht mehr von seiner Gattin behandeln lassen will. Es hat sich sein Bild von der Ehe gewandelt. Das wandelt auch seine Art sich zu geben. So ähnlich spielt es sich auch auf der Ebene der menschlichen Gruppen und Epochen ab.

Wenn die Bilder *einiger* Dinge sich wandeln, haben wir eine Krise oder eine Erschütterung. Wenn das Bild der Totalität der Dinge und Menschen und auch das Bild Gottes sich wandelt, haben wir eine vollständige Zeitenwende. So hat sich in der Neuzeit das Gottes-, Menschen- und Gemeinschaftsbild total geändert. So stellt es P. Kentenich unter anderem in seinem Oktoberbrief 1949 dar<sup>5</sup>.

Ortega y Gasset macht auf den Unterschied aufmerksam, der zwischen den Ideen und den Überzeugungen (*creencias*) besteht. Erstere kann der Mensch frei denken; letztere sind Grundüberzeugungen, die tief in der Tradition verankert sind und eine große Beharrungstendenz besitzen<sup>6</sup>. Sie haben Ähnlichkeit mit dem, was P. Kentenich unter „ideellen Bindungen“ versteht und die hinwiederum (auf Epochenzebene) mit den eben zitierten Bildern in Verbindung gebracht werden können. Sie können auch Traditionen oder Bräuche genannt werden, soweit deren ideeller Teil, der ja doch ihre eigentliche Seele ausmacht, darunter verstanden wird. Der Wandel ist um so größer, je mehr Aspekte der geglaubten Grundüberzeugungen, die eine Epoche leiten, von ihm ergriffen werden.

Es ist etwas Ähnliches wie eine Mutation, wie sie die Biologie beschreibt. Innerhalb einer Art taucht eine neue Modalität auf. Es geschieht durch irgendein „zufälliges“ Ereignis. Wenn es eine höhere Entwicklung der jeweiligen Art ist, setzt sie sich leicht durch. In der Sprechweise Jungs könnten wir von der Aktualisierung eines Archetyps reden, der bisher keinen Einfluß im

<sup>5</sup> J. Kentenich, Oktoberbrief 1949, Vallendar 1970, 38 ff.

<sup>6</sup> Ortega y Gasset, *Historia como Sistema*, Madrid 1966, 3-14. Vgl. auch: *Ideas e Creencias*, Madrid 1965.

bewußten Leben der betreffenden Epoche gehabt hat, wohl aber als „Schatten“ geahnt worden ist und auch unbewußt gewirkt hat. Er konnte aber nicht ausgedrückt und in Begriffe gefaßt werden. So hatte er keinen Einfluß auf das bewußte Leben. Oder es kann auch als das nichtgelebte Leben einer Epoche angesprochen werden (ein Ausdruck, den P. Kantenich oft auf das Einzel- wie auf das Gemeinschaftsleben anwendet). Dieses Leben, das bisher nicht zu seinem Recht kam, fängt an, sich bemerkbar zu machen und will auch berücksichtigt werden. Man kann auch sagen, daß die Schichten der Seele, ihre Fasern (und hier wollen wir von einer Gemeinschaftsseele, von einer Epochenseele reden) in eine neue Beziehung zueinander treten. Der Mensch gibt sich Rechenschaft, daß die Art sich zu geben, daß die Institutionen, Bräuche usw. nicht mehr ausdrücken, was er irgendwie fühlt und fühlen will. Es ist, als ob sie leer wären. Oft befolgt er sie noch lange Zeit, weil sie eine gewisse Schwerkraft haben, aber er tut es ein Stückweit widerwillig, auf jeden Fall nicht mehr mit den eigentlichen Motivationen, die sie vor Jahrhunderten einmal geschaffen haben. Es können sich ästhetische, folkloristische, gesellschaftliche, nostalgische Motivationen ergeben, die es ermöglichen, die an sich schon „veraltete“ Sache noch weiterzupflegen. Die Eltern haben große Schwierigkeiten, ihre Kinder noch in die Tradition einzuführen, die Schulen wissen sich nicht mehr zu helfen usw.

Was jetzt das Beispiel der christlichen Religion angeht, so haben wir ein Paradigma in der Unterscheidung „lebendiger und toter Glaube“. Ortega y Gasset macht darauf aufmerksam, daß die Unterscheidung gerade in der Neuzeit an Bedeutung gewann. Sie zeigt, wie die Formulierung des Glaubens und die von ihm früher einmal geschaffene Tradition als Institution noch von vielen festgehalten wird. Aber gleichzeitig war die Epoche schon bei anderen „Glaubensdogmen“ angelangt. Das eigentliche Leben, was die Überzeugungen und die daraus resultierenden Handlungen betrifft, lief schon durch andere Kanäle<sup>7</sup>.

Die Worte fangen an, einen anderen Sinn zu haben. Man benutzt die gleichen Redewendungen, aber im Grund bedeuten sie etwas anderes. So können wir auch heute diesen Vorgang beobachten, wenn wir an das Verständnis von Ausdrücken wie Freiheit, Mensch, Gemeinschaft, Autonomie, Freude, Gerechtigkeit usw. denken, wie sie Ost und West verwenden und verstehen, oder könnten bedenken, was jeder unter Liebe, Ehe, Lebenssinn, Ideal, Anpassung usw. verstehen mag. Jedes Wort wird immer in einer entsprechenden „Umgebung“ gebraucht. Es ist Ausdruck eines Fühlens oder eines inneren Begriffes, Vorstellung und Bild. Dieses innere Bild wandelt sich. Das entfacht ein Miß-

<sup>7</sup> Ortega y Gasset, *Historia como Sistema*, 9 f.

trauen und eine Gegenstellung gegen das Alte und Vergangene, weil es ja noch gegenwärtig ist in Formulierungen und Institutionen, die aber schon nicht mehr ausdrücken, was die neue Epoche doch ausgedrückt wissen wollte. Ganz zu schweigen davon, daß sie aus ihrem Geist heraus solche Institutionen und Begriffe gar nicht mehr zu schaffen fähig wäre. Bei voller Freiheit und Voraussetzungslosigkeit käme es zu völlig neuen Ausdrucksformen.

Man könnte auch den Vergleich anstellen mit dem Erwachen eines Kindes, wenn es in die Pubertät kommt. Auch wenn die äußere Situation die gleiche wäre, änderte sich doch das Leben des Kindes. Es fordert neue Dinge; es ist nicht mehr zufrieden mit dem, was es bisher hatte. Es wird Person in der psychologischen Ordnung. Dies bringt aber auch gleichzeitig eine Wandlung der Umwelt mit sich. Sie wird größer. Das bedingt rückwirkend aber wieder das Erwachen und innere Wachsen.

Viele Autoren der Neuzeit reden gerade von einem Erwachsenwerden und einem Abstreifen der Kindesjahre mit ihrer Einfalt und fehlenden Bildung. Es ergibt sich ein Übergang zu einem Alter der Bildung, der Verantwortung und der Persönlichkeit. Tatsächlich zeichnet sich die Neuzeit ja gerade dadurch aus, daß sie die Möglichkeiten, die im Menschen schlummern, entdeckt und den Menschen Subjekt werden läßt. Doch uns interessiert hier nicht so sehr die Inhaltlichkeit des geschilderten Vorgangs.

Jeder Wechsel hat es zu tun mit einer „Mutation“ in den ideellen Bindungen einer Epoche. Aber wir können auch die Beobachtung machen, wie ein Wechsel in einer anderen Schicht der Bindungen (Bindungen an Dinge, Orte, Personen . . .) auch eine neue Epoche herbeiführen kann. Es kann sich eine neue Situation ergeben durch Katastrophen, Krieg, Erfindungen, den Kontakt mit neuen Völkern und Kulturen (wie zum Beispiel in den Kreuzzügen der Kontakt mit der arabischen Welt).

In diesen Fällen ist der herbeigeführte Wechsel verhältnismäßig klein, und nur im Maße er auch die Mentalität des Menschen und der betreffenden Epoche erreicht, kommt es zu einem tieferen Wechsel. Auch wenn sich Umwandlungen in dieser Ordnung ergeben, auch wenn es Erschütterungen gibt, die Zeit kommt wieder in ihr altes Geleise zurück, bereichert, etwas verändert, aber im wesentlichen gleich. Es ändern sich einige Züge<sup>8</sup>.

Man sieht hier die zusammenfassende und tonangebende Bedeutung der ideellen Bindungen, die den persönlichen und sachlichen ihre „Ideologie“

<sup>8</sup> J. Kentenich, a.a.O.

geben und ihnen ihre eigentliche Bedeutung verschaffen. Das heißt nicht, daß nicht auch von unten ein entsprechender Einfluß nach oben sich bemerkbar macht.

In der Renaissance nun sind die Krise und der Wechsel radikal, das heißt im eigentlichen Sinne des Wortes „an die Wurzel gehend“. Es hat sich sehr stark die äußere Situation verändert durch die vielen Entdeckungen (Amerika, Buchdruckerkunst, Schießpulver). Aber was eigentlich entscheidend ist, das ist der Wechsel des eben besagten Bildes, das der Mensch von allem hat<sup>9</sup>.

### 3. Nähere Bestimmung des Ursprungs des neuen Grundverständnisses

Meistens beginnt die Wende zu einem neuen Grundverständnis in einer *geistigen Elite*. Diejenigen, die studieren, die intelligentesten, diejenigen, die es „merken“, die sich erdreisten, die entsprechend feinfühlig oder von Natur aus nicht konformistisch sind, greifen das Neue in der Zeit, und gleichzeitig tragen sie dazu bei, es zu formulieren, auszudrücken, zu vertiefen und zu konsolidieren. Aber auch in ihnen setzt sich das Neue nur langsam durch. Zuerst geschieht es auf einigen Gebieten und Wirklichkeiten, vor allem auf jenen, wo es nicht so gut und zufriedenstellend steht. Dort meint man vor allem, daß die neuen Ideen Erfolg haben müssen. So sind die negativen Erscheinungen in der Renaissancezeit besonders dazu angetan, die neuen Ideen noch zu dramatisieren und zu beweisen.

Meistens sind es auch große Genies, die in eigenartiger Weise „riechen“, was „los ist“ und es formulieren und ausdrücken können. Sie sind das Produkt ihrer Zeit und gleichzeitig ihre Schöpfer. Es kann sich dabei um Bildhauer, Maler, Schriftsteller, Musiker usw. handeln. Nicht zuletzt sind die Philosophen zu erwähnen.

Was unter den geistig Führenden einer Epoche geschieht, ist wie der Anfang einer Lawine. Immer mehr Menschen treten allmählich in die Strömung ein. Dies geschieht vor allem auch im Falle der unteren Schichten, die über weniger Bildung verfügen. Für sie hat das Neue den Beigeschmack des Höheren und Vornehmeren. Im Falle der Neuzeit kommt noch hinzu, daß es in der Ordnung des Sichtbaren von Erfolg begleitet war. Trotzdem eignet dem Volk gewöhnlich ein langsames Vorgehen. Es hat einen Instinkt für das, was sein muß (die Tradition), und so verfügt es über eine beträchtliche Abwehr gegen das Neue. Oft geschieht es, daß es das Neue erst übernimmt, wenn die föh-

<sup>9</sup> a.a.O., 82, 89.

rende Klasse schon wieder bei etwas anderem ist und das Vorhergehende für sie schon wieder überwunden und „altmodisch“ ist. Die ganze Neuzeit kann als Epoche angesehen werden, in der das Neue sich allmählich Bahn bricht.

Auch was ihren geographischen Ursprungsort betrifft, können wir von einem gewissen geistigen Mittelpunkt sprechen. Es ist *Europa*. Vor allem in Italien, aber auch in anderen Teilen, fängt der neue Geist an. Was im besonderen die philosophische Formulierung betrifft, hat Deutschland einen entscheidenden Beitrag geleistet. Wir denken an Luther, Kant und den Idealismus, an Marx und die moderne Philosophie im allgemeinen. Was den negativen Aspekt dieser Grundeinstellung angeht, so macht P. Kantenich darauf aufmerksam, daß gerade und vor allem das germanische Denken durch den Geist der Neuzeit stark infiziert worden ist<sup>10</sup>.

Von Europa aus wird diese Mentalität auf der ganze Erde verbreitet. Wir denken an die Ideologien, die an der Wiege der modernen Republiken in Europa, Amerika und der ganzen Welt stehen. Wir denken an die Technik, die immer auch westlichen „Geist“ mitbringt. So ist der westliche Geist in fast alle Länder eingedrungen, begleitet von einem fast magischen Prestige wegen der spektakulären Erfolge auf dem Gebiet der Technik und der Wissenschaften. In seinen negativen Auswirkungen vergleicht ihn P. Kantenich mit einem Bazillus, der sich angeschickt hat, die ganze Welt zu durchdringen und Schaden anzurichten<sup>11</sup>.

Noch ein Wort sei gesagt über den letzten Ursprung dieses Wandels. Wir dürfen wohl annehmen, daß es Gott ist, der selbst hinter der aufgezeigten Entwicklung steht. Er ist der Herr der Geschichte, der ihre Grundinspirationen in Händen hat und entsprechend entwickelt. Wir begegnen hier der Frage nach dem Sinn der Geschichte.

Nach P. Kantenich ist die Geschichte ein Kommentar zur Idee vom Menschen, von der Gemeinschaft und von Gott<sup>12</sup>. Diese Wirklichkeiten sind so reich, daß jede Epoche daran arbeiten muß, etwas von ihrem Reichtum zu begreifen und zu verwirklichen. Es dreht sich hier nicht um die objektive Erkenntnis des Seins dieser Realitäten, sondern um die Verwirklichung in der Entwicklung, die eine Art „organischer Einseitigkeit“ verlangt, was wieder zur Folge hat, daß entsprechende andere Seiten nicht genügend gesehen und verwirklicht werden. Jede Epoche ist ja Epoche dadurch, daß sie mit organischer

10 ders., *Das Lebensgeheimnis Schönstatts*, Teil I, Vallendar 1970, 70 f., 206.

11 a.a.O., 184.

12 ders., *Oktoberbrief* 1949, 42 f.

Einseitigkeit auf einer zeitbedingten Verwirklichung zur Ruhe kommt. Gott selbst will die Zeit umformen. So kommt es, daß man in der Geschichte seinen Geist fassen kann. P. Kantenich hat bekanntermaßen über dieses Thema viel nachgedacht und gesprochen.

In der Frage, woher der Wandel letzten Endes kommt, könnte man eine ganze Reihe natürlicher Gründe angeben. Es gibt eine Veränderung der äußeren Bedingungen; es gibt vor allem die Veränderung des Bewußtseins und die entsprechenden Wechselwirkungen. In letzter Hinsicht aber befriedigt dies alles nicht. Gott führt die Völker und Kulturen. Dabei mischt natürlich auch das Menschliche und Allzumenschliche mit. Desgleichen hat der Teufel seinen besonderen Einfluß. Er ist ja der Vater der Lüge, weswegen er ein besonderes Interesse hat an der Verstellung der Wahrheit über die Dinge und Personen.

#### 4. *Ende der Neuzeit*

Wenn wir heute von Neuzeit reden, müssen wir sagen, daß sie zu Ende ist. Deshalb können wir ihren Geist besser begreifen, beschreiben und beurteilen. Seit dem Anfang unseres Jahrhunderts begann man über dieses Ende zu reden und zu schreiben. Es ist vieles zugrunde gegangen, was die Neuzeit erdacht und erklügelt hat. Aber auch vieles wird brauchbar sein für eine neue Synthese. In diesem Sinne kann man die Neuzeit als eine Zeit des Übergangs ansehen, als eine Zeit der Suche nach etwas Neuem, das erst noch kommt. Es ist eine lange Zeit des Werdens, ähnlich der Achsenzeit (Karl Jaspers), die runde sechshundert Jahre gedauert hat und schließlich in eine neue Kultur einmündete, die zu formen das Christentum berufen war. Deswegen hat die Neuzeit auch den Charakter des Provisorischen, Übertriebenen, noch nicht Vollendeten. Sie ist einseitig Technik. Es fehlt die große Synthese, wo alles wieder seinen Platz hat.

---

Mit diesen Überlegungen sollte zunächst einmal der Weg zu weiteren Reflexionen über das mechanistische Denken geebnet werden. Wir wollen sagen, daß das mechanistische Denken als typisch moderne Denkform in dem Bereich der Mentalität angesiedelt werden muß. Es ist die Zusammenfassung dessen, was P. Kantenich als negatives Element in der Neuzeit feststellt, was zur Folge hat, daß vieles Große, das in ihr angelegt ist, nicht ausreift. Auf der anderen Seite soll nicht übersehen werden, daß dieses Denken in seiner Einseitigkeit vieles zutage gefördert hat, auf das wir heute nicht mehr verzichten wollen.

Ebenso ist das Thema seiner Überwindung in den Bereich der Grundmentalität anzusiedeln. Das organische Denken will als eine intellektuelle Bekehrung verstanden werden, als ein Mentalitätswechsel, der zu einem neuen Lieben und Leben führen will. Es versteht sich, daß andererseits ein neues Lieben und Leben zu einem neuen Denken führen kann. Auf die Bedeutung eines neuen Denkens wollte der vorstehende Beitrag hinweisen. Über seinen Inhalt haben wir noch nichts gesagt. Nach dieser Richtung soll der Artikel in einem zweiten Teil ergänzt werden.

## Pater Joseph Kentenich als religiöser Erzieher

Von Benito Schneider

Es war eine vorläufige, aber beachtliche Leistung, als im Januarheft 1969 dieser Zeitschrift, wenige Monate nach dem Heimgang P. Kentenichs am 15. September 1968, eine Reihe von Autoren den Versuch unternahm, diesen wahrhaft großen Mann unter je verschiedenem Gesichtswinkel zu deuten und verständlich zu machen. Unterdessen sind acht Jahre verflossen. Aber Geistesmänner vom Format P. Kentenichs verlangen immer wieder nach neuen Darstellungen, weil der Reichtum ihrer Persönlichkeit zu vielschichtig ist, als daß man ihn ohne weiteres auf Anhieb fassen könnte. Auch an dieser Stelle kann keineswegs alles und das Letzte über ihn gesagt werden.

### I

Alle, die P. Kentenich einigermaßen gekannt haben, sind sich darüber einig, daß er vor allem anderen ein sittlich-religiöser Erzieher war. Darum wurde seine Gründung eine „Erzieher- und Erziehungsbewegung“. Sein ausgesprochenes Ziel war die „sittlich-religiöse Welterneuerung“. Dem galten alle seine Bemühungen; von hierher will sein originelles Charisma verstanden werden. Und doch ist mit dem Gedanken, daß er ein religiöser Erzieher war, noch nicht gerade viel gesagt, weil es deren genug andere gegeben hat. Immerhin ist es schon einmal eine gültige allgemeine Charakterisierung, ein allgemeiner gültiger Bezugspunkt, wenn man seine Originalität damit bezeichnet. P. Günter Boll nannte ihn in seinem Beitrag in dem oben erwähnten Heft „Prophetischer Menschenbildner“. Wir könnten auch sagen „Propheetisch-charismatischer Menschenbildner“. Im Grunde beleuchten alle Autoren, die an dem damaligen Versuch beteiligt waren, diesen Bezugswert, ob sie nun P. Kentenich als „Mann der Kirche“, „Deuter der Zeit“, „Begnadenen

Priesterseelsorger“, „Erzieher der Altera Maria“, seine „Marianische Sendung“, das „Geheimnis seiner prophetischen Berufung“ oder sein Werk als „Jenseits von Individualismus und Kollektivismus“ beschreiben.

Unter diesen verschiedenen Aspekten tritt der religiöse Erzieher, der P. Kentenich war, schon in derart differenzierter Fülle auf, daß man ihn als „prophetisch-charismatischen Erzieher einer großen Zeitenwende“ charakterisieren kann.

Geht man etwas konkreter auf den pädagogischen Genius in P. Kentenich ein, dann mag die großartige sachgerechte Ausfächerung der pädagogischen Reichweite in den Blick kommen, wie P. Alex. Menningen sie in den „Fragen und Antworten zur Person Pater Kentenichs“ 1969 gegeben hat. In diesen zwölf Kurzzusammenfassungen bekommt man ein sehr anschauliches Bild von der Fülle und dem Reichtum der pädagogischen Effizienz vor Augen, die das Leben P. Kentenichs auszeichnet.

Wenn wir also in P. Kentenichs Originalität vor allem den religiösen Erzieher und Seelsorger in dieser Eigenart hervorheben, so muß man sich bewußt werden, daß er das in sehr universellen Dimensionen ist. Als solcher ist er auch Theologe, Metaphysiker, Psychologe, Anthropologe, Geistesmann, – und das alles mit ausgesprochenem schöpferischen Geschichtsbewußtsein. Durch seine Geisteswelt erfährt das angestammte Christentum eine geschichtsschöpferische Weiterentwicklung, die in ihrer Reichweite erinnert an Augustinus und sein Werk im zusammenbrechenden Römerreich. Die Vergangenheit aufnehmend und zusammenfassend, prägte Augustinus die großen Konturen des Geisteslebens für spätere Jahrhunderte. Noch heute leben wir vom Geisteserbe dieses wahrhaft genialen Riesen unter den großen Männern der Kirche. Mit einem Blick auf P. Kentenich und seine originelle Sendung in unserer epochalen Zeitenwende kann folgendes Urteil über den hl. Augustinus helfen, sich in etwa ein Bild zu machen von der weitgespannten Fruchtbarkeit P. Kentenichs. Prof. Dr. Heinrich Kraft schreibt über Augustinus, nachdem er eben die drei Kirchenväter Ambrosius, Hieronymus und Gregor den Großen gekennzeichnet hat: „Augustinus unterscheidet sich von den andern vor allem dadurch, daß er zu wirklicher theologischer Spekulation fähig ist. Er ist sicher nicht so originell, wie ihn seine Verehrer hinzustellen pflegen, aber bei ihm erhalten auch die alten Gedanken einen neuen Glanz, und entscheidend ist vor allem die Vielseitigkeit seines großen Geistes, der es vermochte, den Extrakt der antiken Bildung zusammenzufassen und in fruchtbarer Weise an das Mittelalter weiterzugeben. An Sprachgewalt, an Tiefe der Gedanken, in der Weite des geistigen Horizonts, an psychologischem Einfühlungsvermögen und an seelsorglichem Ernst kann er

sich mit den jeweils Größten in jedem Bereich messen, und in seiner Fähigkeit, all dies zu verarbeiten, kommt ihm keiner gleich. Die Hauptsache bei dem allem ist aber, daß er seinen großen Geist ganz in den Dienst der Kirche gestellt hat. Was immer er sagt, ist stets dazu bestimmt, unmittelbar der Kirche den Weg zu weisen, und so gibt es denn das ganze Mittelalter über kaum eine Frage, für die sich nicht seine Autorität in Anspruch nehmen ließ. Er ist dadurch zu einer Art Normalkirchenvater geworden“ (Kirchenväter-Brevier, Hamburg 1966, S. 223).

2

Die gesamte Erzieher- und Erziehungstätigkeit P. Kentenichs ist immer ausgerichtet auf die Bildung eines eigenen originellen Gemeinschaftslebens, mit dem er bewußt auch soziologische Gemeinschaftsgebilde vorbereitet, pflegt, ausbaut und als konkretes Netz neuartiger Gemeinschaften in der Kirche heimisch macht. So war es schon, als er 1913 den Missionsverein gründete, als er 1914 die Marianische Kongregation einführte, als er 1916 die Außenorganisation unter den Soldaten erstehen ließ, als er 1919 den Bund ins Leben rief etc.

Der Erzieher ist aber immer ein Mensch der konkreten Kleinarbeit. Das gilt vor allem beim religiösen Erzieher im engsten Sinne des Wortes. Pater Kentenich war als religiöser Erzieher vor allem Seelenführer, Exerzitienmeister, Beichtvater, Geistesmann. Die religiösen Wahrheiten wußte er so vorzutragen, daß sie wieder in ihrem konkreten Lebenswerte erfahren werden konnten. Er sprach aus den Seelen und Herzen heraus, weil er das göttliche Leben in ihnen zur Entfaltung bringen wollte. Darum war sein Sprechen immer auch Dialog, weil er von den Menschen, vom Leben, von Zeitfragen ausging, die dann aber aus dem Schatze christlicher Offenbarung Licht empfangen und darum befruchteten und Leben schafften.

Hier nun rühren wir schon an ein Geheimnis in Pater Kentenich. Er tat genau das Gegenteil von dem, was zu seiner Zeit üblich war. Für ihn war Erziehung nicht erstlich Ideenverarbeitung oder Ideenberieselung, also nicht rationale Ideenbewegung, sondern Lebensmitteilung. Eine von allen beobachtete Hintergründigkeit, die er schon als junger Priester hatte, verband sich mit einer merkwürdigen seelischen Nähe zu den Seinen. Darum war sein Sprechen wie eine Mitteilung von etwas was ihm selbst zuinnerst eigen war. Und hier lag immer der Ton auf dem rein Religiösen, auf dem rein Übernatürlichen, auf einer Wirklichkeit aus höheren Regionen. Darum wirkte bei P. Kentenich immer alles wahrhaftig, ganz echt, ganz wie als innerste persönliche Überzeugung. Und doch wurde der transparentale Schleier, der

sein ganzes Sprechen, ja sein ganzes Wesen einhüllte, ebenso als natürliche Nähe und Wärme, wie zugleich als verhaltene Distanz empfunden. Seine Vertrauenspädagogik war Nähe und Ferne zugleich: Nähe als Verstehen und Kontakt – Ferne als tiefe Ehrfurchtigkeit und eigene Gottversunkenheit. Schon als junger Priester wurde er so empfunden. Wenn er aus der seelischen Nähe zu seinen Zuhörern von der Gottesmutter sprach (um nur ein Beispiel zu nennen), dann hatten alle das Empfinden, daß er ihr sehr nahe, daß er von ihr ergriffen war, daß sie ihn ganz durchdrang, und er von Liebe zu ihr erfüllt war. So wurde er unvermerkt selber als Transparent alles dessen empfunden, was er so reich, so warm, so theologisch tief und doch so einfach sagen konnte. Nicht die Worte und Gedanken allein wirkten bei Pater Kentenich, sondern er selbst wirkte, er selbst wirkte wie ein lebendiges Transparent der Welt Gottes.

3

P. Kentenichs Erziehung regte an zur Selbsttätigkeit. „Erziehung ist Anleitung zur Selbsterziehung“, sagt er. Er weckte Kräfte auf in den Seelen. Er glaubte an das Gute im Menschen, obwohl er wußte um die Folgen der Erbsünde. Vertrauenspädagogik war bei ihm Ausdruck hoher Theologie. Und er berief sich dabei auf den orthodoxen Optimismus eines Franz von Sales und eines Clemens von Alexandrien. Aber er verstand es auch, über sein Auditorium den ganzen Reichtum der übernatürlichen Welt so auszubreiten, daß jeder einzelne berührt wurde, und dann ebenso alle zusammen das Erlebnis hatten, eine gemeinsame Welt in sich aufnehmen zu können, die sich allen als Atmosphäre mitteilte.

Seine Vertrauenspädagogik ermöglichte es ihm, ernste Forderungen zu stellen an Hochherzigkeit, an geweckte Liebe und tatsächlich erfahrene Begeisterung. Für ihn war Liebe nicht einfach Affekt, sondern vereinigende und verähnlichende Kraft. Er wußte warm und tief von Christus und Maria zu sprechen, so daß Wärme, Liebe und Hochherzigkeit von innen her drängten zum Opfer, zum Verzicht, was dann als Ausdruck von Liebe nichts an sich hatte von Krampf, von künstlicher Beschneidung oder verengter Welterfahrung.

Seine Vertrauenspädagogik war zugleich Bewegungspädagogik, die jeweils das betonte und akzentuierte, was Echo in den Seelen hervorgerufen hatte. Dort, wo die Gnade zu wirken begann, da führte er weiter, da bildete sich in der Gemeinschaft eine Strömung, etwa zur Blankovollmacht, oder eine Weiheströmung, oder die der Opferliebe, oder der Zug nach jungfräulicher Unberührtheit, nach Radikalismus im Streben etc. So entstanden starke Ak-

zentuierungen, die als Ausdruck eines Organismus Einzelmomente zur lebensmäßigen Verwirklichung führten. Erziehung war für P. Kentenich Lebens-, Gnaden- und Ideenbewegung zugleich, wobei aber der Ton nicht selten auf den beiden ersten Elementen lag. Seine Erziehung war angewandte Organismuslehre. In einem Organismus sind die Teile und Teilglieder innerlich so miteinander verknüpft, daß eine übergreifende Bewegung und Lebensentfaltung stattfindet. Das „innerlich“ wirkende Prinzip war für P. Kentenich die Liebe, oft als Marienliebe konkretisiert. Die Person der Gottesmutter wußte er als innerseelischen Bezugspunkt und erfahrene Liebe in Person in seinen Hörern wirksam werden zu lassen. Leben war für ihn gleich Liebesbewegungen, Strömungen der Liebe und der Hochsinnigkeit, aus der die großen Entschlüsse seiner Gefolgschaft hervorgegangen sind, aus der das Werk sich ausgebreitet hat, von Land zu Land, von Kontinent zu Kontinent. Durch Lebensübertragung wurde der erobernde Zug am Christentum wieder neu tätig. Das stärkere Leben setzte sich durch.

Seine Pädagogik war auch immer Idealpädagogik. Ideale waren für ihn Wirklichkeiten, wie er oft gesagt hat, freilich geistige Wirklichkeiten. Theologisch entsprechen sie der besonderen Stellung und Funktion einzelner Glieder oder ganzer Teilgemeinschaften im mystischen Leibe Christi, wie Paulus das dargestellt hat (Röm 12,4; 1 Kor 12,12-27; Eph 4,16), wenn ihm jedes einzelne Gelenk am Körper, „das seinen Dienst tut nach der Kraft, die jedem einzelnen Glied zugemessen ist“, Bild ist für den besonderen Anteil eines jeden zum Auf- und Ausbau des Leibes Christi in der Gnade. Philosophisch sind Ideale Leitbilder, die dem Wesen eines Menschen oder einer Gemeinschaft gemäß und von ihm abgeleitet sind und zutiefst die göttliche Grundidee dieses Menschen oder dieser Gemeinschaft spiegeln wollen.

Psychologisch sind Ideale Grundzug und Grundstimmung in den Seelen und in den Gemeinschaften, wie sie sich aus ihrer Struktur und den Anregungen der Gnade ergeben, und nach denen alle Werte auf originelle Art assimiliert werden und sich urwüchsig ausprägen – fern von aller Schablone und mechanischer Selbstentfremdung. Die organische Selbstfindung und Selbstverwirklichung ist der Sinn echter Idealpädagogik. Wo sie nicht in irgendeiner Weise wirksam wird, da wird das Individuum nicht geschlossen, und die Gemeinschaftsseele prägt sich nicht genügend aus. Nach dem hl. Thomas ist die Gemeinschaft eine Ordnungseinheit aus vielen oder mehreren Einzelpersonen. Nicht der Gemeinschaft, sondern der Einzelperson eignet substantielles Sein. Wird aber die Seele der Gemeinschaft nicht in einem übergreifenden Ideal aufgefangen und von dorther gestaltet, dann schwimmt alles in verwaschenem Sammelsurium heterogener Denkrichtungen und Lebenshaltungen, wie man das im sogenannten freien Westen nicht selten beobachten kann. Wird der

vitale Bezugspunkt eines Leitbildes und Ideales nicht aktiviert, so wachsen die zentrifugalen Kräfte ins gefährlich Unberechenbare. Will man aber umgekehrt Einheit und Zentrierung ohne klar, lebendig und erlebnisreich gepflegte Einzelideale – der Individuen und Kleingemeinschaften – so läuft man Gefahr, unvermerkt der Großgemeinschaft so etwas wie Substantialität zuzusprechen, wie das im Kommunismus der Fall ist, wenn man das Kollektiv als absolute Größe sieht und wertet, während der Einzelne und sogar die Familie für tote Nummern gehalten werden.

Das alles überragende Leitbild und Ideal war für P. Kentenich der „neue Mensch in der neuen Gemeinschaft“, der ganz aus der Liebe lebt, die er – nochmals sei es gesagt – sowohl als vereinigende wie als verähnlichende Macht verstanden hat. Die soziologischen Gebilde, die aus allem hervorgegangen sind, sollen Gemeinschaften sein, die reich an Geistesfülle, aber nur maßvoll durch rechtlich organisatorische Formen gesichert sind. Im Hintergrunde hatte P. Kentenich eine neue christliche Gesellschaftsordnung vor Augen, ebenso die Kirche am „neuen Ufer“, die Kirche der Zukunft, eine Kirche des Geistes, des Hl. Geistes. Darauf hat auch Papst Paul VI. gezielt, als er seine monumentale Rede zur Eröffnung der 2. Sitzungsperiode des vergangenen Konzils hielt. Das war 1963. Die Geistkirche war damals seine Forderung.

4

Den kurzen und gedrängten Gedanken zu P. Kentenich als religiösem Erzieher wollen wir seine marianische Originalität hinzufügen. Pater Kentenichs Erziehung war immer eine marianisch durchfärbte und somit personal bezogene Erziehung. Die Personalisierung des ganzen Christentums war typisch für all sein Wirken, Korrelat seiner ausgesprochenen Liebeserziehung. Aber auch hier weitet sich bei ihm alles zu einem großartigen Gesamtbild. Auch seine Marienvereherung verstand er organisch und das sowohl ratiōne objecti wie ratiōne subjecti. In P. Kentenichs marianischem Reichtum lebten die Väter wieder auf, erstand wieder ein Ephräm der Syrer, ein Cyrill von Alexandrien und ein Bernhard von Clairvaux in einer einzigen Person. Für P. Kentenich war Maria zugleich „Spiegel der Gerechtigkeit“, Transparent von Christi Geist und Lehre, hervorragende Zweitursache Gottes bei der objektiven wie bei der subjektiven Erlösung.

In P. Kentenichs Marianismus war nichts zu finden von Verstiegtheit, von Übersteigerungen. Der organische Zusammenhang zwischen Maria und allen Bereichen des christlichen Lebensideals blieb immer gewahrt und war immer lebensmäßig wirksam. Darum konnte er formulieren: „Weil marianisch,

darum patrozentrisch und christusergriffen“. Und doch lag auf dem Marianischen bei ihm eine organische Akzentuierung und Betonung.

Auch hier ist wieder zu sagen, daß P. Kentenich schon 1914 die Gottesmutter so in den Mittelpunkt gerückt hat, daß er in dem Liebesbündnis mit Maria in Schönstatt sein eigenes Lebensgeheimnis in die Grundlagen seines Werkes, seiner Spiritualität, seiner Pädagogik hineingewirkt hat. Jede große Entwicklungsstufe im Gründungsvorgang war eine Neuaktualisierung des Liebesbündnisses mit Maria, der Dreimal wunderbaren Mutter, Königin und Siegerin von Schönstatt. Marianische Pädagogik hatte in dem Heiligtum zu Schönstatt eine Gnadenquelle gefunden. „Beweist mir erst, daß ihr mich wirklich liebt“. Die Gottesmutter hat sich wirklich als Gnadenmutter erwiesen – auf Grund des Liebesbündnisses mit ihr am 18. Okt. 1914. Mit der marianisch durchfärbten Erziehungsweisheit ging also einher die Eingliederung in den Gnadenstrom aus dem lokal gebundenen Liebesbündnis mit Maria in Schönstatt. So hat sich neu in Schönstatt verwirklicht, was sich am Anfang des Christentums vollzogen hat: Geboren aus Maria, der Jungfrau. Wenn P. Kentenich von sich selbst oft gesagt hat: „Alles, was ich besitze, verdanke ich der Gottesmutter“, so wissen wir, daß es wahr ist, wissen auch, daß wir gleichfalls alles ihr zu danken haben, während auf diese Weise P. Kentenich in einer sehr fruchtbaren Vaterschaft vor uns steht zur Erziehung des „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ für die Kirche am neuen Ufer.

5

Wenn wir dem Geheimnis der Persönlichkeit P. Kentenichs in ihrer Originalität noch näher kommen wollen, so müssen wir darauf hinweisen, daß er selbst ganz aus dem praktischen Vorsehungsglauben lebte und dachte. Diesen Vorsehungsglauben verstand er sehr universell, wie eben Gottes Vorsehung alles umschließt: das Große und das Kleine (Weish. 6,7). Aber das war marianisch durchwirkter Vorsehungsglaube, personalisierte Gottesbegegnung, Gottesnähe. Auf keine andere Erkenntnisquelle hat sich P. Kentenich ja berufen, als den gewöhnlichen Glauben jedes Christen. Und doch war für ihn der praktische Vorsehungsglaube zugleich schöpferisch wirksame Gestaltungskraft. Aus dem Sein der Dinge (aus der Seinsordnung), aus der Zeitlage und aus den Seelen las er jeweils die Absichten Gottes, tastete er nach Gottes Wünschen und Plänen. Es war sein hoch erleuchteter praktischer Vorsehungsglaube mit der entsprechenden charismatischen Ausstattung, der ihn befähigte, ähnlich wie Augustinus einzugreifen in die Zeitgeschichte und sie im Sinne des Christentums und der Kirche in eine andere Richtung zu lenken. Darüber könnte man vieles sagen, ist aber hier nicht unser Vor-

haben. Es genügt uns, zu zeigen, wo die Linienführungen der Originalität P. Kantenichs liegen, und in wie großen Dimensionen man sein seelisches Volumen sehen lernen muß, um ihn einigermaßen zu erfassen.

Im allgemeinen geistigen Wirrwarr der Zeit hielt P. Kantenich am Essentialdenken fest. Bei ihm gab es „existenzielle“ Aktualität nur auf Grund der aktualisierten Lehre der Kirche, und in seiner Bewegung auf Grund des immer neu aktualisierten Liebesbündnisses mit Maria. Bei jeder neuen Frage forschte er nach Gottes Absichten aus dem „ordo essendi“ der Natur- und der Gnadenordnung. Es gabu bei ihm nicht den billigen Pragmatismus oder Nominalismus so mancher Theologen von heute, wie ihn 1973 Prof. Hubert Jedin auch im Zusammenhang mit ökumenischen Fragen hinsichtlich des Amtes und des Weihepriestertums einer ganzen Gruppe von Theologen vormalen mußte (Deutsche Tagespost, 20. Febr. 1973).

Leider kann man einen ähnlichen Pragmatismus und Nominalismus bei vielen heutigen Theologen auch in anderen Fragen feststellen, nicht zuletzt auch in wesentlichen Bereichen der christlich-kirchlichen Moral, was wir hier aber nicht weiter erörtern können.

Für P. Kantenich gab es nur Neuanwendungen der angestammten Lehre, darinnen aber selbstverständlich neue Akzentsetzungen sichtbar werden können, die an den alten Lehrinhalten neue Perspektiven zum Vorschein kommen lassen, die durchaus beachtlich sein können. Darauf haben wir hier schon ziemlich deutlich die Aufmerksamkeit gelenkt, könnten aber noch sehr vieles mehr zu diesem Punkte sagen, wenn das hier unser spezifisches Thema wäre und der Raum es gestatten würde. Im übrigen war P. Kantenich der Meinung, daß die alte Lehre besser und allseitiger gelebt werden müsse, und daß wir alle dem Gott des Lebens näher kommen müßten, wenn das Christentum nochmals eine Chance bekommen solle für die Zukunft. Hier lag vor allem der Akzent bei ihm. Ein dynamisiertes Christentum als Lebens-, als Gnaden- und als Erziehungsbewegung schwebte ihm vor. „Ich bin gekommen, daß sie das Leben haben, und ich will, daß sie es in Fülle besitzen“, (Joh 10, 10) war seine Devise, die er auch praktisch durchhielt in seiner eigenen Erziehung und Seelsorge. Das aber ist von säkularer Bedeutung, um modernem Vitalismus christlich zu begegnen. „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“, (Mt 5, 48) war dem Denken P. Kantenichs als Maxime unauslöschlich eingeschrieben, war sein pädagogisches Richtmaß, von dem er seit dem 18. Okt. 1914 nie gelassen hat. Wer die Entelechie heutiger Menschheitsentwicklung kennt – auch im Zusammenhang mit dem Bolschewismus – weiß, daß hier die entscheidende neue Perspektive liegt, durch die das Christentum überleben kann, aber auch überleben wird,

wenn sie ernst genommen wird. Darum verwies er auf Josef Engling, auf Mario Hiriart, den er 1965 „kanonisabel“ nannte. Und wir verweisen nun auf P. Kentenich selbst, von dem wir glauben, daß er ein Heiliger ist, so wie ihn die Kirche heute braucht.

Der praktische Vorsehungsglaube ist auch etwas anderes als der theoretische Vorsehungsglaube. Der Plan Gottes war für ihn immer ein Liebesplan des ewigen Vaters, dem er mit ganzem Herzen ergeben war – auch wenn er ihn selbst ins Dunkel führte. Die personifizierte Gotterfülltheit in P. Kentenich ist überhaupt in Beziehung zu setzen zu tiefsten Kontingenzerlebnissen, in denen er seit früher Jugend gelebt hat. Aber da hinein strahlte das Bild der Gottesmutter mit wunderbarer Leuchtkraft, die ihren Schützling zu den höchsten Höhen des Lichtes geführt hat.

Er selber zeigt, daß das christliche Lebensideal neue und große Zukunft hat. In Pater Kentenich hat es neu „Fleisch angenommen“. Der divinitorische Zug an ihm ist die Wurzel seiner großangelegten Neuschöpfung. Er war das genaue Gegenteil von dem, was er 1949 (Oktoberbrief) über den atheistischen Kollektivmenschen vor heute geschrieben hat. Da lesen wir: „Damit berühren wir bereits eine Seite des heutigen Gemeinschaftsbildes. Es ist der kollektivistische Mensch, den wir meinen. Sein Werden und Wachsen, sein Sein und Wirken erinnert an das alte Wort: wie sein Gott, so der Mensch. Aus schlotternder Angst vor wagemutigem Glauben an einen persönlichen Offenbarungsgott, aus bedrückender Furcht vor der restlosen Hingabe an ihn, an seinen Wunsch und seinen Willen, und aus quälender Verantwortungsnot vor seinem Gesetz und dessen Sanktion, hat sich der moderne Mensch auf die Flucht vor Gott begeben, damit aber auch gleichzeitig auf die Flucht vor seinem besseren Ich. Er hat auf seiner Irrfahrt nach vielen anderen vergeblichen Versuchen, letzten Endes die Maschine zu seinem Gott gemacht und so sich selbst zur Maschine entwertet. Die größte Tragik, aber auch der Schlüssel zum Verständnis heutiger Geschichte liegt darin, daß der Mensch dem Stoff, den er vorher vollkommen entgeistigt, entgöttlicht hat, mit der ganzen Inbrunst religiöser Kraft und Innigkeit anhängt. Der Stoff läßt sich willig von ihm lenken und zum eigenen Vorteil beherrschen. Da hat er endlich eine Welt vor sich, die keine Verantwortung vor einer über-großen göttlichen Persönlichkeit, die keinen übernatürlichen Glauben kennt, die aber auch kein Organ für Schuld und Sünde, für Sünde und Buße verlangt. So versteht man, wie Sartre den Menschen definiert als das vergebliche Urverlangen, sich bewußt die Seinsstufe des Stoffes anzueignen: seine Verantwortungslosigkeit und seine Vergänglichkeit, die keine persönliche Unsterblichkeit kennt. Wie der Stoff keine Seinsmitte hat, so mangelt sie auch dem kollektivistischen Menschen. Deshalb fehlt ihm der Persönlichkeits-

kern. In allem, was er tut, wird er zum Automaten, der benutzt, der gebraucht, der von außen geleitet wird. Mit der Seinsweise wird ihm die Behandlungsweise des Stoffes zuteil. Der Diktator bedient sich seiner, solange er gebraucht werden kann. Andernfalls wird er weggeschleudert, willkürlich verschlagen und zerstoßen wie man es sonst mit toten unbrauchbaren Stoffen tut“ (S. 74–76, alte Ausgabe).

6

Wir haben am Anfang kurz verwiesen auf einen Vergleich zwischen P. Kentenichs Größe und der des hl. Augustinus. Es ist bekannt, daß Augustinus mit besonderer Vorliebe das Thema der Abbildlichkeit behandelt hat. Die reinen Ideen bei Plato werden für Augustinus mit seinem biblisch-monothelistischen Gottbegriff Urbilder im Geiste Gottes, nach denen dann jeweils die verschiedenen Geschöpfe ihre Abbilder sind. Dabei kreiste Augustinus vor allem um die Klärung des christlichen Gottesbildes. Unter dieser Perspektive interessierte ihn die Frage der Abbilder. Bei diesem Thema hat Thomas auf Augustinus zurückgegriffen, während er sich sonst fast immer auf Gedanken von Aristoteles stützte. Aber hier geht Thomas auch über Augustinus hinaus, weil ihm die irdischen Dinge wirklicher sind als diesem. Sie sind ihm „inkarnierte“ Gottesgedanken, die ein originelles Eigensein haben. Ja, noch mehr, sie sind für Thomas eigenursächlich tätig, aber als Zweitursachen, die letztlich aus der Kraft der Erstursache wirken.

Während nun aber Thomas als theologisierender Philosoph und als philosophierender Theologe über die Metaphysik der Zweitursachen nicht hinausgekommen ist, entwickelt P. Kentenich Theorie und Praxis der Pädagogik, Pastoral und Psychologie der Zweitursachen, die schließlich ihren vollen und vollendeten Ausdruck gefunden haben in der dreidimensionalen Spiritualität Schönstatts: Werktagsfrömmigkeit, Werkzeugsfrömmigkeit und Bündnisfrömmigkeit. Das alles kann hier nicht ausgefächert zur Darstellung kommen. Wir verweisen auf „Christ in welthafter Existenz“ von Alexander Menningen (Patris-Verlag Vallendar 1968, besonders S. 26–31). Der Vergleich zu Augustinus (und jetzt mit einem Seitenblick auf Thomas von Aquin) läßt etwas mehr ahnen von der Größe P. Kentenichs und der schöpferischen Weiterentwicklung, die die angestammte Glaubenssubstanz durch ihn erfuhr – zur Bewältigung schwerster Problematik für Kirche und Christentum der allerneuesten Zeit. Darum schließen wir hier ab, indem wir im Blick auf P. Kentenich zitieren, was von Campenhausen, der evangelische Kirchenhistoriker, in „Lateinische Kirchenväter“ (Stuttgart 1965) über Augustinus schreibt: „Augustinus ist ein Genie – der einzige Kirchenvater, der auf diesen präzisen Titel moderner Persönlichkeitswertung ungescheut Anspruch er-

heben kann. Alle Versuche, die Größe des Mannes aus seiner Umwelt, seinem geistigen Erbe oder aus der zweifellos ungewöhnlichen Talentiertheit seines Naturells irgendwie abzuleiten, führen zu nichts . . . Er selbst versteht seine Geschichte und versteht diese innerste Fähigkeit nicht als Veranlagung und nicht als eigene Tat, sondern als Wirkung der göttlichen Gnade, der äußeren und inneren, die ihm zuteil geworden ist“ (S. 152). Ein ähnlich formuliertes Urteil müßten wir auch über P. Kentenich selbst abgeben. Er selber weist hin auf die Gottesmutter, so wie sie sich von dem Urheiligtum aus in Schönstatt hat verherrlichen wollen. Sie und das historisch gewordene Liebesbündnis mit ihr vom 18. Okt. 1914 war ihm das „Ceterum censeo“ seiner Gründung, seines originellen Geistes, seiner vieltausendköpfigen Schülerschaft zur Bereitstellung des „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ für die Kirche. Er selber wollte nur Werkzeug sein in der Hand der Gottesmutter, der Gnadenmutter von Schönstatt, auf die er selber hinweist und von der er selber sich total abhängig gemacht hat.

## Bartolo Longo

Stationen eines Kreuzwegs<sup>1</sup>

Von Domenico Mondrone S. J.

Der hundertste Jahrestag (1875–1975) des schlichten Einzugs des Bildes der Gottesmutter, das bald die Bezeichnung „von Pompei“ erhielt, in dem Tal, das seinerseits seinen Namen von dem Heiligtum der Gottesmutter her bekam, wurde durch ein Ereignis abgeschlossen, das für die Seligsprechung des ehrwürdigen Gründers Bartolo Longo entscheidende Bedeutung hat: durch die Verkündigung des Dekretes über den heroischen Grad seiner Tugenden am 3. Oktober 1975.

### *Eine wohltuende Kopfwäsche*

In meinen jungen Jahren als Jesuit habe ich die Freude gehabt, Bartolo Longo, diesen Kandidaten für die Ehre der Altäre, persönlich kennenzuler-

<sup>1</sup> Der nachstehende Beitrag erschien zuerst in italienischer Sprache in dem Buch von Pater Domenico Mondrone „I Santi ci sono ancora“, Edizioni Pro Sanctitate, Roma 1976, p. 411–429. In dem gleichen Buch befindet sich, ebenfalls aus der Feder von Pater Mondrone, ein kurzer Lebensabriß des Gründers des Schönstattwerkes.

nen. Ich durfte mit ihm sprechen und bewahre noch immer die Erinnerung an die wohlthuende Kopfwäsche, die er mir einmal verpaßte.

Die erste Begegnung trug sich an einem späten Nachmittag des Jahres 1915, während meines Noviziates, zu. Wir waren von unserer Villa Malecrinis, die an den Abhängigen des Vomero lag – heute besteht sie nicht mehr – zur Kirche Gesù Novo zu einem Gottesdienst hinabgestiegen. Eben waren wir in der Sakristei, da rief man uns in ein angrenzendes Sälchen, um, wie man uns sagte, den Commendatore<sup>2</sup> Bartolo Longo zu begrüßen, der vorübergehend dort war. Er stand in freundschaftlichen Beziehungen zu den Patres dieser Kirche.

Es war eine sehr kurze Begegnung. Wir waren um einen langen Tisch versammelt. Alle standen, auch er. Seine Gestalt war kaum mittelgroß. Er trug einen kurzen, ziemlich graumelierten Bart. Er sprach ruckweise, mit lebhaften ausdrucksvollen Bewegungen, die Augen halb geschlossen. Es waren nur wenige Worte, die er an uns richtete. „Wie freue ich mich, diese jungen Söhne des hl. Ignatius kennenzulernen . . . Ignatius! Ihr wißt, was dieser Name bedeutet. Ignis, Feuer. Ein feuriger Heiliger! Ganz Feuer für die größere Ehre Gottes und für die Verehrung der Gottesmutter: die Gottesmutter von Montserrat, von Loretto und von La Strada<sup>3</sup>. Feuer! Wahrhaftig ein feuriger Heiliger! Seht, liebe junge Männer, so müßt auch ihr sein. Erbittet es euch von der Gottesmutter, und es wird euch zuteil. Auf diese Weise werdet ihr echte Söhne des hl. Ignatius sein.“ Weiter sagt er nichts. Nach diesem ersten Male sah ich ihn bei fast allen meinen Burschen beim Heiligtum in Pompei wieder, besonders während der Messe der Waisenmädchen, die immer besonders gut besucht war wegen der Anziehungskraft, die ihr Gesang auf die Gläubigen ausübte, aber auch wegen des melodiosen und feierlichen Klanges der Orgel, die damals von Maestro Marziano Perosi gespielt wurde. Man sah Don Bartolo immer im Priesterchor, auf der Epistelseite kniend, den Rosenkranz zwischen den Fingern, versunken in das hl. Opfer.

Eine weitere Begegnung fand in der letzten Oktoberwoche 1917 statt. Ich war Soldat des 18. Infanterieregiments. Wegen gewisser Nachwirkungen einer Rippenfellentzündung befand ich mich in jenen Tagen auf Genesungsurlaub in dem oben genannten Noviziatshaus in Neapel, wo man die Zweihundertjahrfeier des Todes des hl. Franziskus Hieronimi vorbereitete, eines Sohnes von Grottaglie und damit eines Landsmannes von Bartolo Longo.

<sup>2</sup> „Commendatore“ = Komtur, ist ein Titel, mit dem in Italien gerne höhergestellte Personen angeredet werden.

<sup>3</sup> Das Gnadenbild der Madonna von La Strada befindet sich heute in der Kirche Al Gesù, der Grabeskirche des hl. Ignatius in Rom.

Eines Nachmittags vertraute mir der junge Jesuit Giuseppe Peluso, der von Mutters Seite her ein Neffe Don Bartolos war, ein Briefchen an, das ich seinem Onkel bringen sollte, der in der Gegend des Archäologischen Museums wohnte. Es war eine Einladung zu unserer häuslichen Feier. Ich wurde in einem halbdunklen Wohnzimmer empfangen. Ich war in Militäruniform. Kaum hatte er erkannt, wer ich war und woher ich kam, da nahm er das Briefchen, holte aus einem Täuschchen sein Pince-nez und las. „Zunächst: Wie geht es Peppino?“ „Es geht ihm gut, Commendatore.“ Er fuhr fort zu lesen und antwortete plötzlich: „Gut, sagen Sie ihm, daß ich ihm sehr danke. Aber ich kann nicht kommen, wirklich, ich kann nicht kommen!“ Und er machte sich auf den Weg zur Tür. Ehe er sie durchschritt, faßte ich mir ein Herz und sagte: „Commendatore, ich möchte mich Ihrem Gebet empfehlen. Ich bin auf Genesungsurlaub; in drei Tagen muß ich wieder abreisen. Aber nach dem, was bei Caporetto passiert ist<sup>4</sup>, weiß ich weder wo noch wie es mit mir zu Ende gehen wird.“

Ich hätte das nie sagen sollen. Den Zeigefinger auf mein Gesicht gerichtet, sagte er: „Wie! Sie haben Angst! . . . Sie haben Angst! Und wo bleibt die Gottesmutter? Und der Rosenkranz, wo haben Sie den? Und die Novene?“ „Ja, Commendatore, ich habe sie immer bei mir.“ Ich steckte die Hand in die Brusttasche der Jacke. „Ja und? Ja und? Beten Sie ihn denn auch, beten Sie ihn auch?“ „Jeden Tag.“ „Und trotz allem haben Sie Angst? Aber warum?“ Hier wurde der Ton etwas sanfter. Wir machten gegenseitig eine Verneigung, und er zog sich zurück. Danach habe ich ihn nicht mehr getroffen. Er starb neun Jahre später am 5. Oktober 1926.

„Und wo bleibt die Gottesmutter?“ Diese Frage, die in einem tadelnden Ton ausgesprochen worden war wie ein Aufruf zu einem rückhaltlosen Vertrauen, bedeutete mir mehr als eine lange Rede. Ich habe sie später in meinem Leben oft wiederholt, und sie hat mir immer gut getan.

### *Einige wenig bekannte Tatsachen*

Wenn der mit der „amtlichen Biographie“ Bartolo Longos für den Seligsprechungsprozeß Beauftragte seine Hand in alle die kleinen Winkel des Archivs von Valle di Pampei hätte stecken können, vielleicht wäre es ihm gelungen, viele Einzelheiten ans Licht zu bringen, die anderen Lebensbeschreibern entgangen sind – nicht allerdings dem Pater Spreafico, der alles

<sup>4</sup> Bei Caporetto (deutsch: Karfreit) im oberen Isonzotal erzielten die vereinigten deutsch-österreichischen Truppen im Oktober 1917 einen Durchbruch, der die Italiener bis an die Piave zurückwarf.

über Don Bartolo kannte, es aber nicht mehr rechtzeitig schaffte, den letzten Band seiner monumentalen Biographie zu veröffentlichen, von dem man, obwohl er fertig war, nichts mehr wußte. Der verehrte Autor hat mir während einer längeren Begegnung in Neapel fast alles über den letzten Teil seiner Arbeit erzählt. Doch starb er, ehe er ihn gedruckt sah.

Darin schilderte er die furchtbaren Jahre, in denen der fromme Gründer der Werke von Pompei im Begriffe stand, mit seiner Person für das ungeheure Gute, das sich von dieser urbar gemachten halbwildem Ödnis in die ganze Welt ausgebreitet hatte, einzustehen und zu haften. In dem Dekret über den heroischen Grad seiner Tugenden ist nüchtern ausgeführt, wieviel der Diener Gottes während und nach seiner Zeit als Gründer zu leiden hatte.

„Es ist schwer zu sagen“, – so liest man in jenem Dokument – „welche Bitternisse, Verfolgungen und Schmerzen unser Bartolo Longo zu ertragen hatte. Ein Freund Gottes geworden, mußte er verschiedene Male mit der Jungfrau Maria unter dem Kreuze des Herrn stehen, damit er, mystisch mit Christus sterbend, zusammen mit der Gottesmutter, der Ursache unserer Freude, Leben und Freude hervorbringen könne. Keine Anstrengung scheuend, ohne sich von irgendeiner Schwierigkeit zerbrechen zu lassen, schöpfte er aus dem Gebet und aus der Vereinigung mit Maria die Kraft, die einmal begonnenen Werke zu vollenden. Beschenkt mit einer heiligen geistlichen Jugendfrische und ungeachtet des unvermeidlich zunehmenden Alters konnte er zur Ehre der hl. Jungfrau und zum Wohl seiner Mitmenschen immer größere Werke in Angriff nehmen. In der Tat trug er die Nöte der Menschen in seinem innersten Herzen und wünschte den Schmerzen aller zu Hilfe zu kommen.“

Das Gesagte ist indes nur ein kleiner Hinweis auf das, was der heldenhafte Don Bartolo aufgrund von Mißverständnissen, von Denunzierungen und Verleumdungen – auch von seiten mancher Kuttenträger – auszustehen hatte und die darauf hinzielten, ihn zu vernichten, und das alles, nachdem durch seinen Eifer und seine Ausdauer und unter dem Segen Gottes und der Allerseligsten Jungfrau sowie dank der milden Gaben, die er aus allen Teilen der Welt zu erbetteln verstanden hatte, die Werke von Pompei ins Dasein getreten und gut vorangekommen waren. So kam es so weit, daß der hl. Pius X., von gewöhnlichen Verleumdern auf das schlechteste unterrichtet, eines Tages sagen mußte, daß der Commendatore Bartolo Longo ihm als einer der betrügerischsten Rechtsanwälte Italiens geschildert worden sei.

Häufig machte der arme Verfolgte Vorstöße in Rom, um sich zu rechtfertigen und die Dinge klarzustellen. In der Hauptstadt begab er sich immer in

das Hotel Minerva am gleichnamigen Platz, wo er sich mit zwei Jesuiten seines Vertrauens, dem Hauptschriftleiter der „Civiltà Cattolica“ Pater Salvatore Brandi und dem Redaktionsmitglied Pater Enrico Rosa traf. Von diesem letzteren habe ich nicht nur einmal gehört, wieviel der Diener Gottes zu leiden hatte. Oft, und vor allem wenn er besonders betrübt und niedergeschlagen war, wurde er von dem Jesuitenpater Antonio Dom. D'Aragona begleitet, der ihm seit ungefähr dreißig Jahren vom Provinzial von Neapel als Katechet und Beichtvater für die Waisenkinder und die Söhne der Strafgefangenen zur Verfügung gestellt war.

Ich habe den Pater D'Aragona persönlich gekannt. Er war ein Mann von einer bezaubernden Einfalt. Bei Reggio Calabria groß geworden, trat er im Juni 1888 als Priester bei den Jesuiten in Neapel ein. Er war ein sehr frommer Mensch und hatte eine besondere Verehrung zur Gottesmutter. Als nach der Wahl Giuseppe Sartos zum Papst die Gegner Don Bartolos sich daranmachten, ihn sofort bei dem neuen Papst in ein schlechtes Licht zu bringen und der Kardinal De Lai sich leichtfertig unter sie einreihen ließ, da faßte der gute Pater D'Aragona, der sah, wie auch die besten Freunde den Diener Gottes verließen, den Gedanken, sich zum Papst zu begeben, um ihm darzulegen, wie die Dinge beim Heiligtum von Pompei sich tatsächlich verhielten.

Eine der größten und grundlosesten Anklagen lautete dahin, daß die Meßstipendien, die lawinengleich von den Verehrern der Gottesmutter von Pompei geschickt wurden, in den Taschen der Stiefkinder Don Bartolos landeten und oft nicht persolviert würden. Das war die Sache, die Pius X. sehr erschütterte und verstimmte, so daß er entschieden und unverzüglich „die klare und schriftliche Verwaltung der Messen“ verlangte.

In Pompei wußte man genau, daß das Gegenteil der Fall war, daß „Bartolo Longo, was die Feier der hl. Messen betraf, höchst sorgfältig war und aus Gewissenhaftigkeit manchmal mehr darbringen ließ“ (Adolfo L'Arco, *Il Servo di Dio B. L.*, Pompei 1966, p. 169). Der Versuch, mit dem Pater D'Aragona liebäugelte, daß er nur eine Audienz beim Hl. Vater zu bekommen brauche, hatte Erfolg. Während viele Freude auf Distanz gingen, war nach dem Geständnis Don Bartolos „Pater D'Aragona der einzige, der mich in meinen Nöten nicht verließ und mir ein treuer Freund war“ (a.a.O., p. 182). Man darf mit Freude hinzufügen, daß es in den „Lettere edificanti“ von damals in einem Nekrolog auf Pater D'Aragona heißt: „Ihm ist es zum Teil zu verdanken, wenn Fragen, die wegen des Heiligtums von Pompei aufgekomen waren, gut geregelt wurden<sup>5</sup>.“

<sup>5</sup> Lettere edificanti dei Padri della Compagnia di Gesù della provincia napoletana (1914-1920), Napoli 1921, p. 143. Diese Feststellung der „Lettere edificanti“ wird bestätigt

*Ein Brief von Pater Enrico Rosa*

Pier Marino Frasconi, der sich mit den Verwirrungen beschäftigte, die damals von Intriganten angestiftet wurden, die auf nichts weniger als auf die Entfernung Bartolo Longos von seinen Werken zielten, berichtet zuverlässig, was alles die Jesuitenpatres D'Aragona, Salvatore Brandi, Hauptschriftleiter der „Civiltà Cattolica“, und Enrico Rosa versucht haben, um Pius X. besser ins Bild zu setzen, der, um die Wahrheit zu sagen, eine gewisse Voreinstellung gegen Süditalien nicht verbarg. Es ist von einigem Nutzen, einen Brief des Pater Rosa an Frasconi vom 8. Mai 1933 zu lesen.

„Sehr geehrter Herr Frasconi,

ich erinnere mich lebhaft an einige Geschehnisse aus jenen fernen Tagen: an die Vorurteile, die man der heiligen Seele Pius' X. eingeflößt hatte und die darin Wurzel geschlagen hatten; an den Anteil Pater Salvatore Brandis bei dem Versuch, die Dinge zu zerstreuen und zu klären, einen Versuch, dem nicht sofort Erfolg beschert war (denn da Pater Brandi ein Neapolitaner war, fand er in dieser Sache kein volles Vertrauen), aber dennoch kraft der Wahrheit und kraft der Gnade der Gottesmutter den Sieg davontrug, der damit auf sie zurückging. Noch lebendiger ist mir der Pater D'Aragona in Erinnerung, dieser ehrwürdige Mann, der damals schon alt war, von schwachem Augenlicht und voller Gebrechen, den ich in Rom begleitete, wenn er Bartolo Longo im Hotel Minerva besuchte, wenn die Gespräche auf ihren Höhepunkt kamen und es darum ging, ein Ergebnis zu erreichen. Dabei kam, so erinnere ich mich, auch Monsignore De Lai hinzu, damals Sekretär der Konzilskongregation und wenig später Kardinal. Dieser kam deshalb auch manchmal, um sich mit Pater D'Aragona in der ‚Civiltà Cattolica‘ zu besprechen, und der Pater begab sich zu ihm.

Ich erinnere mich besonders, daß Don Bartolo sich manchmal ereiferte, vielleicht weil er zweifelte, ob man oben Vertrauen zu ihm habe, und er erging sich in ungestümen Äußerungen. Pater D'Aragona wies ihn dann

durch ein Zeugnis des Pater Enrico Rosa in den Prozeßakten: „Pater D'Aragona hatte eine Audienz beim Hl. Vater, bei welcher er mit seiner gewohnten Einfalt und Rechtsschaffenheit die wahre Lage der Dinge und die mögliche Lösung darlegte. Der Hl. Vater, der auch ungünstig lautende Nachrichten besaß, nahm die Darlegungen gütig auf. Pater Brandi, der mit seiner Fürsprache beim Hl. Vater zugunsten Bartolo Longos weniger glücklich gewesen war, bezeugte mir seine Zufriedenheit über den endlich erreichten guten Ausgang, der auch den Vorschlägen und Gedanken gemäß war, die er vorher zum Wohle des Heiligtums gemacht hatte.“ So in dem Band „Inquisitio de modo agendi Servi Dei in Sanctuarii Pompeiani administratione deque eiusdem erga Sedem Apostolicam habitudine cum nova documentorum serie“, p. 759.

herzlich zurecht und redete ihn dabei im neapolitanischen Dialekt, den ich nicht ganz verstand, mit seinem Namen an. Doch erfaßte ich den Sinn. Er sagte ihm zum Beispiel: „Bartoluccio, das bist nicht du, der da redet, sondern der Teufel. Mach das Kreuzzeichen und jage ihn fort!“ Und der gute Bartolo, der wieder zu sich kam, machte ganz zerknirscht ein Kreuz, sprach Stoßgebete und faßte sich in Heiterkeit und Ergebung. Pater D’Aragona betete mit ihm, beide knieten sich hin und brachten fromme Anmutungen hervor, ebenfalls auf neapolitanisch. Es war ein bewegender Anblick. Ich werde das nicht so leicht vergessen können, so erbaut war ich davon.

Es war nicht so, daß ich an der Sache unmittelbaren Anteil gehabt hätte. Erst zur Zeit Benedikt XV., als ich die Leitung der ‚Civiltà Cattolica‘ übernommen hatte, bot sich mir Gelegenheit, Bartolo Longo und die fromme Gräfin, seine Gemahlin, die mir manchmal schrieben, zu stärken und zu unterstützen. Aber das war in Anbetracht der Wertschätzung und des Wohlwollens, das Benedikt XV. und, gleich ihm, der fromme Kardinal Silj für den Gründer des Heiligtums von Pompei empfanden, eine leichte Sache. Dessen war ich oftmals Zeuge.

Von diesen eilig hingeworfenen Notizen mögen Sie so Gebrauch machen, wie die Klugheit Ihnen eingibt, wenn Sie glauben, daß Sie dadurch die Tugend des seligen Bartolo Longo, die er auch in den Kämpfen und Widerwärtigkeiten der Natur bezeugte, noch mehr ans Licht bringen können. So verbleibe ich für immer Ihr ergebener Enrico Rosa S. J. (Pier Marino Frasconi, Don Bartolo Longo, Alba 1941, p. 379).

### *Die Originalität Bartolo Longos*

Wenn die Pilger, die sich nach Valle di Pompei begeben, wüßten, welche Opfer und wie viele heimliche Tränen die dortigen Werke den frommen Gründer gekostet haben! Vieles ist von den Lebensbeschreibern berichtet worden, aber nicht alles. Den Rest kennen die einzelnen Steine der dortigen Gebäude. Das waren Maßnahmen der göttlichen Vorsehung, die alles zur Heiligung Don Bartolos und zur dauerhaften Begründung seiner Werke gereichen ließ.

Eines der Hauptverdienste Bartolo Longos ist darin zu sehen, daß er als erster ein marianisches Heiligtum gründete, dem karitative Werke für Waisenmädchen und Kinder von Strafgefangenen angegliedert sind, die erzogen und für den Eintritt in die menschliche Gesellschaft vorbereitet

werden sollen. „Das ist es, was mir an Ihrem Werk gefällt“, schrieb ihm der Geschichtsschreiber von Lourdes, Henri Lasserre, „daß Sie, mehr als sonst jemand, begriffen haben, daß Martha und Maria zwei unzertrennliche Schwestern sind, und daß Sie sie nicht getrennt haben. An der Seite des Hauses des Gebetes haben Sie die Häuser der tätigen Liebe und der Arbeit gegründet“ (L'Arco, a.a.O., p. 174). Es war ein bewegender Augenblick, als Monsignore Aurelio Signora, der gegenwärtige Apostolische Delegat für das Heiligtum und die angegliederten Werke, eines Abends im Radio Vatikan über Valle di Pompei sprach und mit Wärme den Ton auf dieses besondere Verdienst des ehrwürdigen Gründers legte.

Wenn man unterdessen die Kämpfe gegen ihn verschärfte, dann zielte man vor allem anderen eigentlich auf dieses: Man wollte die Verwaltung des Heiligtums von der der Werke, die von diesem lebten, trennen. Das sah Bartolo Longo voraus und darunter litt er. So geschah es, daß ein von Rom am 23. Januar 1904 erlassenes Dekret „anordnete, daß vom 1. Januar 1905 an die Verwaltung des Heiligtums von der der karitativen Werke für den Unterhalt der Waisenmädchen und der Söhne der Strafgefangenen total zu trennen sei“ (Frasconi, a.a.O., p. 397).

Monsignore Carcani bemerkte dazu: „Aus der Praxis, die ich seit gut fünfzehn Jahren besitze, muß ich sagen und versichern, daß das Dekret selbst eine Verwirrung, ein Durcheinander in der ganzen Verwaltung anrichtete, die ungefähr zwanzig Jahre hindurch zwischen der Kirche und den frommen Werken einheitlich und ohne Unterscheidung durchgeführt worden war. Dadurch können nichtwiedergutzumachende Schäden und sogar der Zusammenbruch des Ganzen verursacht werden“ (a.a.O., p. 365). Große Verwirrung herrschte auch unter den Gläubigen, die nicht mehr wußten, an wen sie ihre Gaben schicken sollten. Bartolo Longo fand wieder eine wirksame Hilfe bei Pater Brandi von der „Civiltà Cattolica“, der sich bemühte, ihm im Vatikan einen günstigen Boden zu bereiten, wo seine Stimme und seine zutreffenden Beobachtungen Gehör fänden. Am 25. März 1905 vom Papst empfangen, legte er mündlich und schriftlich die beim Heiligtum und den Werken von Pompei entstandene Situation dar. Pius X. erklärte ihm, es sei sein ausdrücklicher Wille, daß alle wohltätigen Werke von Valle di Pompei mit dem selben lebendigen Schwung und Enthusiasmus fortgeführt werden sollten, mit dem sie gegründet und vorangeschritten waren (a.a.O.).

Nach einem neuerlichen Eingreifen Pater Brandis veränderte der Papst in einer Audienz vom 15. April 1905 das bekannte Dekret der Konzilskongregation und billigte eine öffentliche Erklärung, die in der Zeitschrift von Pompei erscheinen sollte.

„Die gläubigen Verehrer der Madonna von Pompei können ihre Gaben nach ihrer freien Wahl entweder an den Rektor des Heiligtums oder an den Rechtsanwalt Bartolo Longo schicken. Dabei sollen sie genau angeben, welche für hl. Messen, welche für das Heiligtum und welche für die Waisenmädchen und die Söhne der Strafgefangenen, welche für die Zeitschrift und welche für den Kalender bestimmt sind.“

Wie man sieht, so fügt Frasconi hinzu, begann man wenigstens vorläufig einzulenken, während man zunächst, aus der Vermutung, die Schwierigkeiten beruhten auf purem Widerspruchsgeist, so weit gegangen war, mit den Blitzen der Exkommunikation zu drohen (a.a.O., p. 364 ss.).

### *Der Ruf nach der Exkommunikation*

Wenige Tage nach der letzten Audienz, die Pius X. Bartolo Longo gewährt hatte, überzeugte er sich von der Unmöglichkeit, die karitativen Werke in Pompei vom Heiligtum der Gottesmutter zu trennen und milderte das zuerst erlassene Dekret. Das brachte die Gegner des Dieners Gottes in Weißglut. Gemeinsam beschlossen sie daraufhin, den guten Eindruck, den Bartolo Longo auf Pius X gemacht hatte, auszulöschen, und schickten zu diesem Zwecke einen gut ausgewählten Intriganten nach Rom.

„Am 11. August 1905 kam bei Pius X. ein weiterer Brief an. In ihm erbat man vom Papst einen empfindlichen Tadel für unseren Advokaten. Die demütige Bitte lautete: „Heiliger Vater, gestatten Sie mir ein Wort kindlichen Vertrauens. Nachdem ich die Konten Don Bartolos studiert habe, bin ich zu der Überzeugung gelangt – ich bitte um Verzeihung, Heiliger Vater, wenn ich irre –, daß ohne eine feierliche Exkommunikation die Angelegenheit bei diesem Heiligtum nicht mehr in Ordnung zu bringen sind. Der Commendatore und die Gräfin müssen nach meiner Ansicht die Folgen der Kirchenstrafen an sich erfahren, um sich eines Besseren zu besinnen. Heiliger Vater, ich habe als Sohn gesprochen“ (L'Arco, a.a.O., p. 178).

Stattdessen war er ein Judas.

Die Exkommunikation kam jedoch nicht. Die Allerseligste Jungfrau und der Heroismus ihres Dieners trugen den Sieg davon über ihre Gegner, die zu allem bereit waren und alles versuchten, um Bartolo Longo zu vernichten und aus seinem Werk für sich selber eine Einnahmequelle zu machen.

„Das Jahr 1905. Ein Jahr“ – so liest man im Tagebuch des Dieners Gottes –, „das unter allen Jahren meines Lebens das schlimmste war, aber glücklich und voller Barmherzigkeit für das ewige Leben, weil es von Gott so zu meiner Heiligung gewollt war. Ich sah mich vom Heiligtum von Pompei verjagt, an das ich mich 33 Jahre lang durch eine väterliche Zuneigung und die besondere Liebe Mariens gebunden fühlte. Die Wunder, die Druckerei, die Bücher, die großartigen Prozessionen und die Siegeszüge Mariens: ade! O heilige Barmherzigkeit Gottes . . . Jahr der Reinigung, entsprechend der Voraussage Papst Leos<sup>6</sup> . . . Ich dachte, ich würde verrückt! Jesus ließ mich die Todesangst im Garten und die Dornenkrönung, den Verrat durch Judas, die Verlassenheit, die Beleidigungen erleben. Priester, Diener Gottes, Freunde, denen ich Wohltaten gespendet hatte! Doch alles war von Gott zu seiner größeren Ehre und zu unserem Besten gefügt, wie ich 1906 plötzlich sah, im Jahr des größten Sieges für uns und für das göttliche Werk von Pompei, das aus einem Werke weltlicher Eheleute ein Werk des obersten Hirten, des Stellvertreters Jesu Christi geworden ist“ (Frasconi, a.a.O., p. 358).

Im Getöse des Kampfes war die Idee aufgetaucht – als die beste aller Lösungen –, daß Bartolo Longo auf alle Rechte am Heiligtum und an den angegliederten Werken Verzicht leisten und alles den Händen des Papstes anvertrauen sollte, der, wie es dann bald geschah, Vorsorge treffen würde, einen päpstlichen Delegaten als Leiter nach Pompei zu schicken. Zu diesem Akt wurde Don Bartolo von den Kirchenmännern, die ihm am nächsten und vertrautesten waren, ermutigt: von dem Redemptoristenpater Losito, von Pater Tanzarelle von Grottaglie, Pater Bracale und von anderen Freunden, auch solchen aus dem weltlichen Stande. Auf den Rat von Pater D’Aragona und Pater Losito schrieb Bartolo Longo am 17. Januar 1906 an Monsignore Bisleti, den Hausmeister Seiner Heiligkeit:

„Exzellenz. Monsignore. Ich fühle das Bedürfnis, mich dem Vater aller Gläubigen zu Füßen zu werfen, um ihm einen Akt vollkommener Unterwerfung zu erweisen und bedeutende Dinge mitzuteilen. Wenn der Heilige Vater sich herabläßt, mir, wie schon zu anderen Malen, eine Privataudienz zu gewähren, werde ich sofort nach Rom kommen. Ich erwarte mir von seiner Güte eine Antwort, von der ich hoffe, daß sie günstig ausfällt . . . B. Longo.“

<sup>6</sup> Papst Leo XIII. hatte dem Gründer von Valle di Pompei u. a. einmal gesagt: „Das sicherste Kennzeichen, daß Ihr Werk göttlichen Ursprungs ist, ist eben, daß Sie so viel Widerspruch finden. Aber Maria wird immer ihr Werk zu ihrem Ruhme leiten.“ Vgl. Vgl. Regnum, Juli 1968, S. 135.

„Ohne die Antwort abzuwarten, bereitete er den Akt der totalen Verzichtserklärung an den Papst vor. Den Text dazu diktiert ihm der Herzog von Vietri am 29. Januar 1906. Mittwoch, den 31. Januar 1906, war er in Rom, meldete sich bei Monsignore De Lai, dem Sekretär der Konzilskongregation, und überreichte ihm das Dokument. Endlich konnte er ausrufen: „Gott ist verherrlicht durch meine Erniedrigung, meine Geduld, mein Schweigen, das zum Ausdruck bringt: Ergebung ob der Sünden meiner Vergangenheit, Hingabe an ihn, Vertrauen und Einfalt, Liebe zu meinen dominikanischen Mitbrüdern“ (Frasconi, a.a.O., p. 378).

Am 20. Februar 1906, zwanzig Tage nach dem bedingungslosen, uneingeschränkten und vertrauensvollen Verzicht wurde in Pompei die päpstliche Delegatur errichtet, vertreten durch Monsignore Augusto Silj. 1912, als er sich das trübe Drama bis zu seinem glücklichen Ende vergegenwärtigte, schrieb der Diener Gottes: „Preisen wir den Herrn, denn dadurch, daß er den Streit entstehen ließ und mir Sünder die Anregung gab, alles an den Hl. Stuhl abzutreten, schenkte er mir eine unerwartete und wunderbare Gnade, die der größte Triumph der Werke von Pompei war: Unter der Ägide des engelgleichen Papstes Pius X. und unter der unmittelbaren Leitung eines Prälaten, der ein Muster aller Tugenden ist, Monsignore Augusto Silj, wurde das Werk von Pompei ein päpstliches Werk“ (L'Arco, a.a.O., p. 181).

#### *Zwischen Hanswürsten und Gottesmännern*

Mit der ohne Zweifel schmerzlichen Lösung, zu der der Diener Gottes sich entschloß, sahen sich selbstverständlich alle diejenigen beschämt und nicht wenig enttäuscht, die in anderer Absicht über ihn hergezogen waren. Die edle und tugendhafte Tat des Gründers wurde als ein „schändlicher Abbruch“ bezeichnet. Doch ist es eine Tatsache, daß die glückliche Entwicklung seiner Werke sich von eben dieser Tat herleitet. Es bewahrheitet sich das Gleichnis vom Samenkorn, das, in gute Erde gesenkt, hundertfache Frucht bringt.

Der gute Don Bartolo blieb weiter die Zielscheibe seiner Gegner. Sie gingen dabei so weit, ihn zu einer weithin sichtbaren Tat der Auflehnung gegen den Hl. Stuhl verleiten zu wollen. Don Bartolo betrachtete einen solchen Vorschlag als eine Einflüsterung von Hanswürsten. Er blieb für immer der geliebte und verehrte Gründer des Heiligtums von Pompei und der angegliederten Werke und der Anreger der anderen, die mit der Zeit hinzukamen.

Der Provinzial der Jesuiten von Neapel, Pater Pasquale Scarcella, schrieb ihm am 30. April: „Gott und die Allerseligste Jungfrau haben durch Sie die Werke von Pompei gerettet und für immer auf festen Grund gestellt, wie sie sie auch durch Sie gegründet haben. Ich bete darum, daß Ihr Herz in Zukunft immer von Freude und unaussprechlichem Trost erfüllt sein möge.“ Es ist bemerkenswert, wie Don Bartolo den Pater Scarcella einschätzte: „Er war ein Mann der Vorsehung, der sich auf das Geheimnis des Friedens verstand. Er war der Regenbogen, der für Pompei den heiteren Himmel bewirkte. Der künftige Geschichtsschreiber des Werkes von Pompei wird den Namen von Pater Scarcella und seiner erlauchten Gefährten von Neapel unter den ausdauerndsten Verteidigern und Rettern des ganzen großen Werkes des Glaubens und der Kultur im christlichen Pompei überliefern“ (Frasconi, a.a.O., p. 386).

Ein anderes Glückwunschschreiben erreichte ihn von dem Jesuitenpater Antonio De Francesco aus dem Noviziatshaus Villa Malecrinis, das der Commendatore so gut kannte, wo nicht nur ein Pater, sondern eine ganze Gruppe von Patres sich seiner Freundschaft rühmten und wo sein Neffe Peppino Peluso einer der Novizen war.

„Wenn es in den Stunden der Not unsere Pflicht war, uns mit Ihnen und mit allen, die wissen, wieviel Gutes das Werk von Pompei der Welt bringt, im Gebet zu vereinigen, dann sind wir jetzt um so mehr verpflichtet, zu den Füßen der Allerseligsten Jungfrau zurückzukehren, da es nun Dank zu sagen gilt. Am heutigen Mittwoch hat unsere Gemeinschaft an der Dankesmesse teilgenommen, die ich gefeiert habe, und die Novizen haben die hl. Kommunion aufgeopfert, um von der Allerseligsten Jungfrau, die Sie bisher so fühlbar beschützt hat, eine noch größere Fülle von Gaben zu erleben, auf daß Sie immer weiter auf dem Weg des Herrn voranschreiten und daß die Werke, denen Sie mit so viel Selbstverleugnung und Zuversicht Leben und Kraft gegeben haben, noch besser gedeihen können“ (a.a.O., p. 387).

Es kam dann also so weit, daß am 12. September 1906 in Rom vor einem öffentlichen Notar der Akt getätigt wurde, der den Hl. Stuhl zum Besitzer des ganzen Werkes machte, das Bartolo Longo in Valle di Pompei gegründet hatte. Zwei Tage später wurde der heroische Gründer vom Papst empfangen. Die „Civiltà Cattolica“ gab in ihrer Nummer vom 6. Oktober folgenden genauen Bericht über die außergewöhnliche Audienz:

„Unter den Audienzen, die der Heilige Vater täglich Italienern und Ausländern gewährt, verdient jene eine besondere Erwähnung, die der Commendatore Bartolo Longo mit seiner Gemahlin De Fusco erhielt. Sie

stellten dabei dem Heiligen Vater einige Schüler des Erziehungsheimes für die Söhne von Strafgefangenen und einige Mädchen des Waisenhauses von Valle di Pompei vor, die jetzt noch mehr als vorher nach dem schönen Wort eben dieses Commendatore ‚Kinder des Papstes‘ geworden sind, da der ausgezeichnete Gründer dieser karitativen Werke das ganze Eigentum an ihnen edelmütig dem Heiligen Vater und durch ihn dem Heiligen Stuhl übertragen hat.

Zur Ratifizierung dieses Verzichtes und zur Unterzeichnung dieses Schenkungsaktes war der fromme Edelmann zu den Füßen des Heiligen Vaters gekommen, und dorthin geleitete er die Vertreter seiner zahlreichen Adoptivfamilie, um dadurch die Übertragung gleichsam sichtbar Wirklichkeit werden zu lassen.

Aufgrund dieses Aktes, der bereits gegen Ende Januar niedergeschrieben worden war, wurden dem Heiligen Stuhl übereignet: 1. Das Waisenhaus für Mädchen unter dem Schutze der Allerseligsten Jungfrau von Pompei mit allen Baulichkeiten und dem dazugehörigen Garten, zusammen mit dem Noviziatshaus der Töchter des Rosenkranzes von Pompei und der Heilanstalt in dem anderen großen Garten; 2. das Erziehungsheim für die Söhne der Strafgefangenen mit dem Garten und zwei großen Höfen; 3. alles besondere Eigentum (mit Ausnahme der persönlichen Wohnung), das heißt: eine Gruppe von fünf Werkstätten auf dem Platz des neuen Pompei, die Schulen und die Arbeitsräume für die Mädchen samt den Gärten, ein Wallfahrtsheim an der Via Sacra, verschiedene Grundstücke usw.; 4. die Druckerlehrwerkstatt mit der vollständigen Ausstattung von mehr als zwanzig Maschinen und Elektromotoren; 5. alles literarische Eigentum: Zeitschriften, Drucksachen und Bücher, die in 33 Arbeitsjahren kein anderes Ziel verfolgten als die Verbreitung der Verehrung der Allerseligsten Jungfrau vom Rosenkranze und den Unterhalt der unter ihrem Schutze entstandenen wohlthätigen Werke.

So gehören jetzt nicht nur das Heiligtum, sondern alle Werke von Valle di Pompei dem Heiligen Stuhl, und ihre Verwaltung ist zusammengefaßt unter der Leitung eines päpstlichen Delegaten, als welcher gegenwärtig zur Zufriedenheit aller der hochwürdigste Monsignore Augusto Silj, Rektor des Hauses für die Konvertiten und Konsultor verschiedener Kongregationen, fungiert. Nach der vollzogenen Verzichtleistung fragte der Commendatore Bartolo Longo den Heiligen Vater: Kann ich jetzt ruhig sterben? Der Papst erwiderte: Sie dürfen nicht sterben, sondern müssen arbeiten. Und der gehorsame Sohn der Kirche machte sich, ge-

stärkt durch den Apostolischen Segen, wieder auf, um bis zu seinem Tode tätig zu sein“ (Civiltà Cattolica, 1906, IV, p. 103 ss.).

*„Sarto hat mir einen schönen Anzug gemacht“*

Das erstmal war Bartolo Longo von einem gewissen Francesco Vittorio Romanelli angegriffen worden, dem sein Opfer zunächst in edler Weise Wohltaten erwiesen hatte, der sich aber dann anschickte, den Diener Gottes besonders wegen angeblichen Schachers mit Meßgeldern zu verleumden. Der Angeklagte blieb indes, wenn auch erst nach einer langen Angst, wie er die Dinge in Ordnung bringen und den Hl. Stuhl von der Falschheit der Anklagen überzeugen könne, Sieger. In der Geschichte von Pompei wird Romanelli, der immer bereit war, seine geübte Feder in den Dienst dessen zu stellen, der ihn dafür bezahlte, unter dem seinerzeit weitverbreiteten Namen „Lügendoktor“ bekannt bleiben. Wer will, mag „Die wahren Hintergründe von Valle di Pompei“ lesen (Il vero retroscena di Valle con documenti ed appendice di articoli estratti dalla „Campana del Mezzodi“, Scafati 1892).

Ein zweitesmal, und zwar zur gleichen Zeit, wurde Bartolo Longo auf dem Felde der Keuschheit angegriffen. Mit teuflischer Niedertracht verbreiteten seine Gegner schmutzige Verleumdungen über die ganz und gar ehrenhafte Zusammenarbeit des neapolitanischen Rechtsanwalts mit der verwitweten Gräfin De Fusco, die viel von ihrem Eigentum hergegeben hatte, um das Werk von Pompei voranzubringen. Das Dilemma, daß entweder Don Bartolo sich von dem begonnenen Werk oder die Gräfin von Don Bartolo trennen müsse, wurde von Leo XIII. gelöst. „Herr Rechtsanwalt, Sie sind unverheiratet? Und die Gräfin ist verwitwet?“ Nachdem beide die Frage bejaht hatten, fügte der Papst hinzu: „Dann lösen wir die Frage gleich: Sie heiraten und niemand kann mehr darüber reden.“ Sie waren als Freunde nach Rom gegangen und kehrten als Verlobte zurück. Die Hochzeit wurde am 1. April 1885 im erzbischöflichen Hause in Neapel gehalten.

Schließlich kam es zu der berühmten Verzichterklärung zugunsten des Hl. Stuhles. Das war ein weiterer Sieg, den der tapfere Sohn der Kirche davontrug. Don Bartolo hatte so die Probe des Gehorsams bestanden. Er schrieb in sein Notizbuch: „Bartolo, ergib dich in alles, was deine Oberen wollen und verteidige dich nicht bei ihnen.“ Dem Papst gegenüber bezeugte er, wie man in den Prozeßakten (Animadversiones, p. 35) nachlesen kann, die größte Ehrerbietung. „Manchmal verglich er ihn mit Christus an der Geißelsäule, in dem Sinne, daß es nicht immer der Papst sei, der handele, sondern diejenigen, die um ihn herum sind.“ Zuweilen indes, unter den engsten

Vertrauten, bemerkte er mit deutlichem Humor: „Ich kann nichts anderes sagen, als daß Pius X., der Sarto (= Schneider), mir einen schönen Anzug gemacht hat.“ Aber sofort wiederholte er, mit dem Stock dabei auf den Fußboden stoßend: „Es war nötig! Es war nötig!“

Wir wollen zum Abschluß dieses raschen Abrisses drei der hauptsächlichsten Vorkämpfer zu Wort kommen lassen, die „ganz oben“ an der Änderung der Einstellung zu Don Bartolo beteiligt waren.

Als Pius X. die Unschuld und den Heroismus des Dieners Gottes erkannt hatte und davon überzeugt war, bezeigte er ihm eine ungewöhnliche väterliche Güte. Bei dem letzten Besuch am 22. Oktober 1908 wollte der hl. Papst ihn und die Gräfin in Sonderaudienz empfangen. Um die geistliche Süßigkeit zum Ausdruck zu bringen, die er bei dieser Begegnung empfunden hatte, pflegte Don Bartolo später zu sagen: „Es war für uns die Stunde des hl. Johannes im Abendmahlssaal.“

Monsignore De Lai, der Don Bartolo gegenüber immer schroff gewesen war, wollte, nachdem der Horizont sich geklärt hatte, von dem Diener Gottes Vergebung erbitten. Als er Kardinal geworden war, lud er ihn zum Essen ein. Er sagte dabei: „Heute sind Sie bei einem Ihrer Henker zu Tisch.“ Als er eines Tages eine Pilgerfahrt ins Heilige Land gemacht hatte, wollte er auf der Rückfahrt Pompei besuchen. Dort schenkte er Don Bartolo einen Dorn aus der Dornenkrone Christi, mit den Worten: „Er soll Ihnen dazu dienen, vieles andere, das ich Ihnen, vielleicht ohne es eigentlich zu wollen, zugefügt habe, zu versüßen.“

Monsignore Giacomo della Chiesa, der Substitut der Staatssekretarie, „verfolgte das Drama von Pompei mit seinem außergewöhnlichen diplomatischen Scharfsinn, und als er als Benedikt XV. Papst geworden war, machte er aus seiner Bewunderung für unseren Diener Gottes kein Geheimnis. Als er sich einmal über den Gründer von Pompei unterrichten ließ, drückte er sich folgendermaßen aus: „Den werden wir sicher zur Ehre der Altäre erheben, und sei es auch nur aus unserem Interesse, dort einen Heiligen in Frack und Hosen zu sehen.“

Wir wollen abschließend ein Schriftstück nicht übergeben, das 1890 in der „Civiltà Cattolica“ erschienen ist und einen geradezu prophetischen Klang hat. Monsignore Alessandro Carcani, Hausprälat Seiner Heiligkeit, hatte an Bartolo Longo einen sehr genauen, detaillierten Bericht geschickt, um einige Ungenauigkeiten richtigzustellen, die ohne sein Wissen und unter Bezugnahme auf eine „katholische Zeitung“ Süditaliens veröffentlicht wor-

den waren. Die „Civiltà Cattolica“, die den gesamten Text des Briefes Carcanis in ihrer „Chronik“ brachte, schickte ihm einen Vorspann voraus, in dem der Redakteur der Zeitschrift seiner großen Hochachtung für den Diener Gottes und für das Gute, das mit seinem Werke in die Welt gekommen war, Ausdruck gab. Der Chronist schrieb:

„Wie Lourdes in Frankreich, so ist Valle di Pompei in Italien zu einem Punkt geworden, an dem sich in glänzender Weise die Macht derjenigen offenbart, die gemäß dem Willen Gottes bis an das Ende der Zeiten gepriesen und verherrlicht werden soll. Was dort, wo sich auf den Ruinen eines unreinen Heidentums die Basilika der glorreichen Gottesmutter unter dem Titel des hl. Rosenkranzes erhebt, geschehen ist und noch täglich geschieht, ist ein Beweis, daß Gott und die Allerseligste Jungfrau in einer besonderen Weise das Werk eines Mannes von Glaube und Liebe gesegnet haben, der sich selbst ganz dem Heil der Seelen, der Unterstützung der Armen und dem Fortschritt der christlichen Kultur geweiht hat und dabei alles dem Schutze der großen Königin des Himmels und der Erde anvertraute. Darüber bringen wir gerne in unserem Chronikteil einen Brief, der bis jetzt die schönste Lobrede auf diesen ausgezeichneten Mann, den Rechtsanwalt Bartolo Longo, und das glänzendste Zeugnis auf das hervorragende Werk, oder besser: den Komplex von Werken, die von ihm geschaffen wurden, darstellt.“

Danach folgte der Brief (Civiltà Cattolica 1890, Serie XIV, Vol. VIII, p. 743 ss.). Er bildete im übrigen einen würdigen Kontrast zu einem Bericht, der im November 1894 in der „Tribuna“ erschien, als Emile Zola nach Rom kam und man ihm von seiten der Freimaurer und der Creme der Antiklerikalen ein großes Abendessen gab, wobei man auf den Autor des falschen und gotteslästerlichen Romans „Lourdes“ einen Trinkspruch ausbrachte mit possenhaften Anspielungen auf den „Winkeladvokaten“, der in Valle di Pompei die wunderlichen und verachtenswerten Geschehnisse der Grotte von Massabielle wiederhole (vgl. Frasoni, a.a.O., p. 277 ss.).

Eines Tages kam der selige Giuseppe Moscati<sup>7</sup> nach Valle di Pompei, um die Gottesmutter und Don Bartolo zu besuchen. Dabei sagte er zu diesem: „Commendatore, mit all dem Guten, das Sie getan haben, wird man Sie zur Ehre der Altäre erheben.“ Schlagfertig erwiderte der also Angeredete: „Sie kommen noch vor mir dorthin.“

<sup>7</sup> Berühmter Professor der Medizin in Neapel, gestorben am 12. April 1927, seliggesprochen am 16. November 1975.

## Buchbesprechung

„UNWANDELBARES IM WANDEL DER Zeit“, herausgegeben von Hans Pfeil (1976), umfaßt „19 Abhandlungen gegen die Verunsicherung im Glauben“, die von verschiedenen Autoren stammen. „Jeder Autor steht für seinen Artikel ein, nicht jeder für alle“, heißt es im Vorwort des Buches. „Gegen die Verunsicherung im Glauben“ deutet an, daß die Autoren sich der authentischen und angestammten katholischen Glaubenslehre verpflichtet wissen und darum Stellung beziehen gegen die mannigfachen Äußerungen der sogenannten pluralistischen und progressistischen Theologie vieler heutigen Theologen. Alle Autoren versuchen aber das „gegen“ möglichst positiv zu wenden, was ihnen auch mehr oder weniger gelingt. Hans Pfeil steckt als Herausgeber des Werkes im ersten Beitrag das ganze Spektrum der Thematik „Unwandelbares im Wandel der Zeit“ ab, indem er seine Gedanken kreisen läßt um den Begriff der Tradition, den er durch einige gute und fundamentale Unterscheidungen in den Mittelpunkt stellt. Der Beitrag ist sehr abgewogen.

Es folgt ein Beitrag von Georg May „Glaube und Seelsorge in unserer Zeit“. May zeichnet ein erschütterndes Bild innerkirchlicher Zersetzung und Auflösung, wobei man sich aber etwas mehr Differenzierung gewünscht hätte. Das gilt vor allem von seinen fast ausschließlich negativen Bewertungen zur Liturgiereform der Kirche.

Erwin Hesse spricht dann von „Diagnose und Therapie des Progressismus“. In der Diagnose geht er den Ursprüngen und geistesgeschichtlichen Gründen des Zerfalls in der Kirche nach. Was die Therapie angeht, so finden wir seinen Beitrag zu arm. Ferdinand Holböck bringt eine gute Studie zum ewigen Priestertum Jesu Christi. Sehr gut ist auch die Arbeit von Johannes Auer zum katholischen Verständnis des Weihepriestertums gegenüber dem soziologisch verstandenen Dienstant in der Gemeinde. Bischof Hengsbach behandelt sehr aufschlußreich das Thema „Befreiung durch Christus – wovon und wozu?“ Bischof Graber spricht über Maria, die Mutter Jesu. Gerhard Hermes

entwickelt das Thema „Konziliare Hochstimmung und Wirklichkeit“. Hans Maier macht „Kritische Anmerkungen zur politischen Theologie“. Jakob Fellermeier durchleuchtet das Weltbild von Teilhard de Chardin.

Keiner der Autoren scheint aber eigentlich erkannt zu haben, daß es heute vor allem irrationale und rein vitale Unterströme sind, von denen viele unhaltbare Denkweisen getragen sind. Darum nimmt es sich etwas merkwürdig aus, wenn unsere Theologen mit ihren rationell-wissenschaftlichen Beiträgen ansetzen. Die rationell-wissenschaftliche Denkstruktur, die sich in der tridentinischen Zeit in der Kirche entwickelt hat aufgrund der eingleisigen und fast ausschließlichen Hervorhebung der „Rechtgläubigkeit“, wird schon lange von allen Seiten her unterlaufen. Christentum als reine Ideenbewegung zielt an der Zeitdynamik vorbei. Auch ohne auf Lourdes und Fatima zu verweisen – wie Hermes es tut – kann man von Bekehrung, von Buße und Gebet sprechen. Wir würden es Gnaden-, Lebens- und Erziehungsbewegung nennen, um jene Gegenströmung zu schaffen, die sich dann als die stärkere Dynamik und Vitalität kirchlicher Religiosität erweisen müßte. Alle Autoren bleiben doch mehr oder weniger im Symptomatischen der Probleme befangen. Es mag wohl die Hilflosigkeit derer sein, die selbst nicht genug Blick haben für die irrationalen Wurzeln einer nicht bewältigten Problematik.

Trotz des Gesagten muß man das Buch begrüßen, da es viele Trugschlüsse mancher Irrgeister entlarvt. Die eigentliche religiöse Ergriffenheit und Vitalität ist damit freilich nicht geschaffen. Die Bischöfe könnten sich aber durch das Buch ermutigt wissen, ihrerseits kraftvoller einzuwirken, damit aus der geleisteten Vorarbeit Leben erwachse.

Hans Pfeil (Hrg.), *Unwandelbares im Wandel der Zeit*, Aschaffenburg: Pattloch Verlag 1976, 440 S., DM 32,-.

B. Schneider